

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 20. April 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 29.

Ostersegen.

Es ist ein Band gewoben
Von starker Heilandsband
Heut zwischen hier und droben;
Ein unzerreißbar Band.
Denn Der, der einst hienieden
Für uns gehorsam litt,
Nun dort im ew'gen Frieden
Glorreich sein Volk vertritt.

Kein Tod die Seinen schreckt,
Seit er den Tod besiegt;
Seit er ins Grab gestreckt,
Sein Jünger sanft dort liegt.
Kein Weinen und kein Sorgen
Folgt ins Schlafkammerlein:
Bald bricht der Ostermorgen
Mit hellem Glanz herein.

Nun ist uns Kraft gegeben
Durchs Auferstehungswort:
„Ich leb', und ihr sollt leben!“
Ein Leben hier und dort.
Christ sprengt des Grabes Hülle,
Der Tod ist jetzt Gewinn.
Kommt, nehmt aus seiner Hülle
Heut Gnad' um Gnade hin.

„Ich geh' heim,“ spricht der Heiland,
„Die Stätt' mach ich bereit;
Bleib' doch bei euch, wie weiland,
Bis zu dem End' der Zeit.“

Hier und dort die Gemeine
Hat nur ein einzig Haupt,
Getrennet und doch Eine,
O jelig der, der's glaubt.

Fritz Kliebner.

Auferstanden!

Eine Ostergeschichte von L. Kade.

Endlich, endlich war das Ziel erreicht: das letzte Examen war überstanden. Mit leuchtenden Augen las ich die Schlussbemerkung meines Zeugnisses: „gut bestanden und wahlfähig!“ In der That, das Ziel war erreicht, d. h. nur das vorläufige; aber ich zweifelte nicht, daß es mir mit Gottes Hilfe gelingen werde, auch das eigentliche letzte Ziel, nämlich das Amt zu erreichen. Ich war nicht um des lieben Brotes willen, sondern mit Begeisterung Theologe geworden. Ich konnte mir nun einmal keinen schöneren, seligeren Beruf denken, als der lauschenden Gemeinde das Wort des Lebens zu verkündigen; die Mühen und Sorgen des Amtes erschienen mir gering gegen die Freuden und Erquickungen desselben, und unauflöslich stand mir des alten Kellert Viebeswort in der Seele geschrieben:

O Gott, wie muß das Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele sein!

XIV. Jahrgang. 29. 1.

Vorerst jedoch war all meinem ungestümen Trachten ein Dämpfer aufgedrückt. Anhaltende Studien, die Vorbereitung aufs Examen, dazu die leidige Angewohnheit, bis tief in die Nacht hinein bei ungenügender Beleuchtung und Erwärmung zu arbeiten, hatten meine Gesundheit hart mitgenommen. Ich fühlte mich bald abgepannt, bald nervös aufgereg, bald heiß, bald kalt, so daß der Arzt, den die um ihren einzigen Sohn besorgten Eltern konsultirten, ihnen rieth, einstweilen sämtliche Bücher aus dem Bereiche meiner Hände und Augen zu entfernen, und mich für etliche Wochen aufs Land zu schicken, wo ich frische Luft schöpfen und fleißig spazieren gehen, aber jegliches Grübeln und Sinnen meiden sollte.

Es war in der Woche vor Ostern, und Ostern fiel in diesem Jahre gerade auf den äußersten Termin, den 25. April. So hatte, da auch sonst die Witterung günstig gewesen war,

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11. VI. 70.

der Frühling Zeit gehabt, seinen Einzug zu bewerkstelligen. — Die milden warmen Sonnenstrahlen, die seit Wochen die Mutter Erde geküßt, hatten längst das erste Grün und die ersten Frühlingsblumen hervorgeleckt; ja, es war alle Aussicht vorhanden, daß wir weiße Östern haben würden, weiß von dem Blüten Schnee, der die Obstbäume in den Gärten vor der Stadt in verschwenderischer Fülle bedeckte.

Mein Ausflug ließ sich also ganz gut an. Ich wollte die Festtage bei einem Studiengenossen, dessen Vater in einem reizend gelegenen Dorfe Thüringens Pastor war, verleben und von dort aus in aller Ruhe die schönsten Punkte des schönen Thüringer Landes besuchen.

So war der Charfreitagsabend herangelommen. Ich hatte den Tag mit meinen Eltern in gewohnter Weise still zugebracht, und wir wollten uns eben rüsten, in die Singakademie zu gehen, um Bachs Matthäus-Passion zu hören, da meldete die Magd, daß ein alter Herr in sehr dringender Angelegenheit mich zu sprechen wünsche. Ich eilte sofort ins Empfangszimmer und erkannte in dem Wartenden meinen würdigen Gönner, den Konfistorialrath Weiße.

„Mein lieber Lindow,“ so rief er, mir beide Hände entgegenstreckend, aus, „ich komme zu Ihnen, Sie um einen großen, großen Liebesdienst zu bitten, nicht für mich, sondern für einen Freund, der meinem Herzen der nächste ist. Werden Sie mir meine Bitte erfüllen?“

„Gewiß, Herr Konfistorialrath, wenn irgend es in meinen Kräften steht.“

„Erinnern Sie sich des Pastors Reinhard von Herzfelde? Sie müssen ihn ja mehr als einmal bei mir gesehen haben.“

„Ganz recht, und ich habe Sie oft der innigen Freundschaft erwähnen hören, die Sie von Kindesbeinen an mit demselben verbindet.“

„Denken Sie, eben erhalte ich die Nachricht vom Tode seiner Frau. Sie ist gestern gestorben und soll also am ersten Oftertage bestattet werden. Selbstverständlich ist Reinhard nicht in der Lage, am Begräbnistage zu predigen, kann aber auch unter den Amtsbrüdern, die selbst unabhkömmlich sind, keinen Vertreter finden. Außerdem trägt er an einem schweren Familienkreuze, das ihn tief, tief darniederbeugt. Kurz, möchten Sie nicht am ersten Festtage in Herzfelde predigen?“

Konfistorialrath Weiße sah mich bei dieser Frage so zuversichtlich an und drückte meine Hände, die er noch nicht losgelassen hatte, so fest und innig, daß ich in diesem Augenblicke für ihn durchs Feuer gelaufen wäre. Dennoch zögerte ich mit der Antwort.

„Ich weiß, ich weiß,“ fuhr er fort, „Sie hatten andere Pläne, Sie wollten ruhen und bedürfen allerdings der Ruhe, ich weiß, ich weiß; aber das Bewußtsein, dem Herrn in seiner Gemeinde ein Opfer gebracht, daneben auch sich einen alten Freund zum Dank verpflichtet zu haben, sollte das nicht —“

„Nicht doch, Herr Konfistorialrath,“ unterbrach ich ihn, „Ihren Wunsch zu erfüllen, war ich sofort entschlossen. Meine Erholungsreise kann schon etliche Tage warten. Was mich verstimmen ließ, war die Erwägung, daß ich in meinem Leben noch nie eine Ofterpredigt gehalten habe.“

„So werden Sie die erste in Herzfelde halten, und sie wird um so besser werden, je frischer und urprünglicher sie Ihrer Feder und Ihren Lippen entströmt. Die Sache ist also abgemacht. Ich bitte Sie nur noch, diesen Brief dem armen Reinhard zu übergeben — Sie sehen, wie sehr ich auf Sie gerechnet hatte — und nun will ich gleich telegraphiren, daß Sie morgen mit dem Mittagszuge kommen. Gott befohlen! Gott befohlen!“

Mit diesen Worten war der freundliche alte Herr zur Thüre hinaus.

Die Eltern waren nicht wenig erstaunt, als ich ihnen von der übernommenen Verpflichtung erzählte. Sie gaben mir aber vollständig Recht, daß ich zugehat.

„Du konntest nicht anders,“ sagte der Vater.

„Gott wird Dir's lohnen,“ flüsterte die Mutter und hauchte mir einen leisen Kuß auf die Stirn.

Während die Eltern zur Singakademie gingen, arbeitete

ich an der Predigt, und mein alter Freund hatte sich und mich nicht getäuscht: die Arbeit ging rasch vorwärts. Dennoch war es ein Uhr nachts, als ich die Feder weglegte und mein Lager aufsuchte. Der Vormittag des großen Sabbaths verging unter fleißigem Memoriren schnell genug, und mittags ein Uhr saß ich im Eisenbahncoupe und dampfte der Station Großhagen zu. In anderthalb Stunden war dieselbe erreicht, und nun ging es, nachdem über den Weg die nötigen Erkundigungen eingezogen waren, froh und hoffnungsvoll in die Welt hinein.

Es war ein wunder schöner Frühlingsnachmittag. Zu beiden Seiten des Weges dehnten sich üppige Saatsfelder aus, die im ersten frischen Grün prangten, und aus denen sich zahllose Lerchen aufschwangen, um, immer höher und höher steigend, ihre Lobgesänge dem darzubringen, der ihnen das kurze Leben gegeben und erhalten. Die Dörfer, durch welche meine Schritte mich führten, sahen in der weißen Einfassung blühender Obstbäume besonders lieblich aus, und wo der die Landschaft rechts abgrenzende Wald sich der Straße näherte, konnte ich den grünen Schimmer wahrnehmen, den das erste Ausbrechen der Knospen hervorzurufen pflegt.

Fast zwei Stunden war ich gewandert, als Herzfelde vor mir auftauchte. Das Dorf machte einen durchaus freundlichen Eindruck; es lag in einem Thale, welches gegen Morgen von einer Anhöhe geschlossen wurde. Auf dieser Anhöhe stand die alterthümliche Kirche; seitwärts ragte aus der Mitte blühender Bäume das rothe Dach des Pfarrhauses hervor.

Als ich das Dorf betrat, begannen die Glocken eben in vollen Klängen das heilige Fest einzuläuten. Das Gasthaus war bald gefunden und in demselben zum Glück auch ein reinliches, wohlthätiges Zimmer. Ermüdet und hungrig wie ich war, that ich der einfachen Mahlzeit, welche die gefällige Wirthin mir antrug, alle mögliche Ehre an.

Nachdem ich geendet, glaubte die gute Frau es an der Zeit, mit ihrem Gaste eine Unterhaltung anzuknüpfen. Gemüthert hatte sie mich während des Essens so lange von oben bis unten, bis ihre Mienen den Ausdruck der Gewißheit in Betreff meiner Person annahmen.

„Sie sind gewiß der Herr Kandidat, der morgen für unsern Herrn Pastor predigen soll?“ so leitete sie das Gespräch ein.

„Allerdings, liebe Frau,“ war meine Antwort.

„Es ist doch recht traurig für den armen Herrn, daß er seine gute liebe Frau so schnell hat verlieren müssen! Und gerade zum Ofterfeste! Er ist auch ganz zerichmettert. Und das arme Pfarrgretchen!“

„Wer ist das Pfarrgretchen?“

„Wer das ist? Nun die Tochter des Herrn Pastors. — Ich habe sie oft genug auf diesen Armen getragen; denn Sie müssen wissen: ich habe zehn Jahre im Pfarrhause gedient.“

„Ist dies Pfarrgretchen das einzige Kind des Pastors Reinhard?“

„Ach mein Gott, nein! Es ist noch ein Sohn da. Aber das ist ja eben das Unglück.“

„Was für ein Unglück?“

„Daß er so recht eigentlich schuld ist an dem Tode seiner Mutter.“

„Was sagen Sie?“

„Ja, ja, daß sich die arme Mutter um ihn zu Tode gequält hat, das sage ich, und das weiß auch das ganze Dorf. Es paßt sich wohl eigentlich nicht, daß ich so offen zu einem Unbekannten rede; aber Sie sind ja auch ein geistlicher Herr und werden wissen, wie ich's meine; und“ — die Frau fuhr sich mit der Schürze über die Augen — „ist es nicht ein großes Unglück? Ein so frommer Vater — eine so liebevolle Mutter — eine so gute und schöne Tochter, und doch so ein — ein — wie heißt es doch im Evangelium? — so ein verlorener Sohn!“

„Ein verlorener Sohn? O bitte, erzählen Sie! Was ist's mit ihm? Ich nehme den herzlichsten Antheil an der Familie.“

„Sehen Sie, Herr Kandidat, das ist auch etwas, worin ich mich nicht finden, was ich einfältige Frau nicht verstehen

fann; aber ich meine, auch klügere Leute als ich werden's nicht verstehen. Warum haben fromme Eltern nicht selten mißrathene Kinder? Sie thun alles an ihnen, lehren, bitten, ermahnen, warnen, strafen, geben das beste Vorbild, und doch gehen die Kinder auf schlechten Wegen! Ich frage: warum? Nun, der liebe Gott, der auf jedes warum ein darum hat, wird das wohl auch wissen. Denken Sie, der Konrad — er hieß von klein auf der wilde Konrad — wollte schon in der Schule wie auch im Hause nicht gut thun. Mit Mühe und Noth hielt er sich, daß er nicht von der Schule weggejagt wurde. Die schlimmsten Buben waren seine liebste Gesellschaft, und wenn er in den Ferien in Herzfelde war, dann konnte er das ganze Dorf in Aufruhr bringen; niemand war vor seinen Streichen sicher. Die Mutter mochte weinen, der Vater strafen, so viel er wollte — nichts half. Uebrigens ein gescheiter Junge soll er trotz alledem gewesen sein, wenn er nur wollte. Zum Studiren hatte er keine Lust. Er wollte Kaufmann werden. Er bekam seinen Willen. Aber in der großen Stadt ward es nur immer ärger mit ihm. Fast alle vierzehn Tage hatte er einen neuen Lehrherrn; keiner konnte es mit ihm aushalten. Nachts trieb er sich in liederlicher Gesellschaft umher; da schmiedete ihm die Arbeit bei Tage nicht. Und dann — nein, ich will nicht fluchen, das schändliche Spiel! Er machte Schulden über Schulden. Ja, einmal griff er sogar in seines Lehrherrn Kasse, und da war's ganz vorbei. Hätte der Herr Pastor nicht himmelhoch gebeten, seiner Familie die Schande zu ersparen, der Bursche hätte müssen ins Gefängniß wandern. Ach, was hat der arme Vater an Koften, an Entschädigungen zahlen müssen! Wie viele Nächte hat die arme Mutter durchgewein't! Welche Mühe hatte das arme Pfarrgretchen, die Eltern zu trösten und zu beruhigen! Glauben Sie's, Herr, uns allen im Dorfe hat das Herz im Leibe zerbrechen mögen. Hätten wir's ändern können, wir hätten's sicher gethan. Zuletzt vergriff er sich sogar an der Eltern Gut. Eines Nachts — er war wieder einmal ohne Beschäftigung und deshalb zu Hause — erwacht die Frau Pastorin von einem Geräusche in der Wohnstube, sie zündet ein Licht an, öffnet leise die Thür, und was sieht sie? Sie sieht ihren Konrad beschäftigt, die Kommode zu öffnen, um die vor kurzem eingegangenen Nachtgelder zu — na ja — zu stehlen. Die unglückselige Mutter schreit laut auf. Der Dieb aber, wie er sie sieht, wirft das schon zusammengeraffte Geld zur Erde und — fort ist er. Die arme Frau Pastorin sinkt ohnmächtig auf die Knie. So findet sie ihr Mann und ihre Tochter, die von dem Schreien munter geworden waren, und das — es mögen etwa vier Wochen her sein — war ihr Tod. Kränzlich war sie wohl immer, aber seit jener Nacht hat sie das Bett nicht wieder verlassen. Gesprochen hat sie wenig, gebetet hat sie viel, die Hände waren immer auf der Brust gefaltet. Ich habe sie öfter besucht, sie war so lieb und hat mir so viel Gutes gethan. Mein Gott, mein Gott! Wenn ich das einmal an meinem Sohne erleben sollte!

Mit diesem Ausrufe schloß die Wirthin ihren Bericht.

Ich war tief ergriffen. Das war in der That eine entsetzliche Heimjuchung, welche die Familie Reinhard getroffen, und das war also das schwere Hauskreuz, von welchem der Konfistorialrath gesprochen hatte.

„Hat man seitdem nichts von dem verlorenen Sohne gehört?“ fragte ich nach einer Weile. „Weiß er von dem Tode seiner Mutter?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte die Frau. „Ein Fuhrmann, der heute früh hier durch kam, will ihn zwar in der Nachbarschaft gesehen haben, ich glaub's aber nicht. Wie könnte er's auch wagen, den Seinen wieder unter die Augen zu treten?“

In diesem Augenblicke ward die Sprecherin abgerufen, und ich blieb allein, allein mit meinen Gedanken, die unwillkürlich hinüberflogen nach dem Hause mit dem hohen Giebel, und meiner erst so frohen Osterstimmung eine so trübe Färbung gaben. Deutlich trat das Bild des ersten bleichen Mannes, dem ich zuweilen im Hause des Konfistorialraths begegnet war, vor meine Augen; ich erinnerte mich, ihn eigentlich niemals lachen, kaum hin und wieder lächeln gesehen zu haben; aber auch sein Lächeln hatte stets einen Beigeschmack von Weh-

muth und Bitterkeit. Jetzt kannte ich die Quelle seines geheimen Kummer's. Es war das gebrochene Vaterherz, das um den mißrathenen Sohn blutete, um den Sohn, dessen Leichtsin, dessen Frevel sogar der Mutter den Todesstoß gegeben hatte.

Wie gern hätte ich mich dieser trüben Gedanken entschlagen und mich ganz und gar in meine Osterpredigt vertieft; doch es war unmöglich. Die Pflicht der Höflichkeit erforderte, daß ich dem alten Herrn einen Besuch machte und ihm mein Kommen anzeigte. Mit leicht erklärlicher Befangenheit machte ich mich auf den Weg.

Ich ging über den Friedhof. Ein frisches Grab in der Nähe der Kirche bezeichnete die Stätte, wo das treue Mutterherz ausruhen sollte vom heißen Lebenskampfe. Ich öffnete die schmale Pforte in der Kirchhofsmauer und stand, nachdem ich einen kleinen Vorgarten durchschritten hatte, vor dem Pfarrhause. Die ganze Vorderwand desselben war mit einem Weinspalier bezogen, an welchem die Neben bereits festgebunden waren. Die Hausthür stand offen, ich trat ein. Niemand hörte mein Kommen. Auch die Zimmerthür rechts stand offen. Ich schritt näher, um mich bemerklich zu machen; aber fast erschrocken blieb ich auf der Schwelle stehen. In der Mitte des Zimmers stand auf einem schwarz behangenen Gestell ein offener mit Blumen reichgeschmückter Sarg, und aus den Blumen schaute das bleiche Angesicht der Todten hervor. Nie, nie wird dieses Angesicht aus meiner Erinnerung schwinden. Ein tiefer seliger Friede lag über diesen sanften, wahrhaft mütterlichen Zügen ausgebreitet, die jedem, der sie betrachtete, zuzurufen schienen: Wohl mir, ich habe überwunden! Und doch zeigte sich um die leise zusammengezogenen Lippen ein Ausdruck unendlicher Wehmuth; man hatte das Gefühl, die jezt im Tode geschlossenen Augen müßten viel, viel geweint haben, und mir war es, als sollten jeden Augenblick neue Thränen unter den Lidern hervorquellen. Unwillkürlich gedachte ich des Wortes, das einst ein Bischof zu der frommen Monica, der Mutter Augustins, gesprochen: „Ein Sohn solcher Thränen kann nicht verloren gehen!“

Ich muß diese Worte wohl nicht bloß gedacht, sondern auch gesagt haben; denn plötzlich erhob sich von der Seite des Sarges, wo es von mir unbemerkt geliegt hatte, ein junges etwa 17 Jahre altes Mädchen und wandte mir ein in Thränen gebadetes Antlitz zu. Ich erkannte an der Aehnlichkeit mit der Leiche sofort, wen ich vor mir hatte. Die ganze so jungfräulich schlante, aber von der Gewalt des Schmerzes gebeugte Gestalt, im langen schwarzen Trauergewande mit den aufgelösten blonden Haaren, über welche die untergehende Sonne, die eben ihre Abschiedstrahlen ins Zimmer sandte, einen goldigen Glanz ausgoß, hatte etwas ungemein Rührendes. Mir selbst wurde es weich und warm ums Herz. Die großen dunkelblauen Augen, die forschend auf mir ruhten, schienen eine Rechtfertigung meiner Anwesenheit zu erwarten.

„Ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein,“ stammelte ich endlich, „ich fand niemand, der mich meldete. Mein Name ist Lindow, Kandidat Lindow, ich wollte mich Herrn Pastor Reinhard vorstellen, den ich morgen zu vertreten habe; ich wünschte, es geschähe nicht bei einer so traurigen Veranstaltung. Indessen, wenn ich störe —“

„Der Vater erwartet Sie sicher; bitte, kommen Sie in sein Zimmer!“ Mit diesen Worten führte die junge Dame mich über den gepflasterten Flur und wollte eben eine Thür öffnen, als sie sich umwandte und leise zu mir sagte: „Ich danke Ihnen für die Worte, die Sie so eben am Sarge der Mutter gesprochen, wemgleich sie wohl nicht für mich bestimmt waren. Papa, Herr Kandidat Lindow!“

Ich stand vor dem Pastor Reinhard. Wohl erkannte ich ihn wieder, aber statt der langen grauen Locken, die ich ehedem gesehen, hingen schneeweiße Strähnen bis auf die Schultern herab, die dunkelen Augen lagen tief in ihren Höhlen, und die Furchen, die der Gram in dem edlen Angesicht gezogen, redeten eine Sprache, die der Auslegung wahrlich nicht bedurfte.

Pastor Reinhard erhob sich von seinem Schreibtische, an welchem er gesessen hatte, reichte mir die Rechte und sagte:

„Empfangen Sie meinen herzlichen Dank, daß Sie gekommen sind; sind Sie mir doch kein Unbekannter. Sie wissen, daß am ersten Festtage die Amtsbrüder an ihre Gemeinden geseselt sind, und ich — ich kann nicht predigen morgen; ich muß —“ fügte er mit bebender Stimme hinzu, „meiner Frau die Grabrede halten.“

Er setzte sich, indem er mich gleichfalls zum Sitzen einlud. „Sie werden ja gehört haben,“ fuhr er nach einer Pause, die ich zu unterbrechen nicht gewagt hatte, fort, „welch schreckliche Heimlichung der Herr über mich und mein Haus verhängt hat. Meine brave Frau — o, ihr ist wohl, ich gönne ihr die Ruhe — aber, aber —“ Er vermochte nicht weiter zu sprechen.

„Rufen Sie sich nicht auf, Herr Pastor! Schonen Sie Ihre Kraft, Ihre Gesundheit; Sie bedürfen derselben jetzt mehr als je. Ich weiß, was Sie erschüttert; aber hoffen Sie, hoffen Sie! Es ist unmöglich, daß Ihre Hoffnung sollte zu Schanden werden. Wer weiß, ob nicht der Mutter Tod den Sohn zu neuem Leben erweckt.“

„Ja, aus dem Tode Leben, Frieden nach dem Kampf, höchste Freude nach tiefstem Leid, das ist ja die Botschaft des Osterfestes. O Herr, nur einen Hauch des Friedens, den du den Toten aus dem Grabe mitgebracht!“ rief er, indem er wie zum Gebet die Hände faltete. „Verzeihen Sie, junger Mann, daß ich Sie zum Zeugen meines Schmerzes mache. Ich sollte gelernt haben, mich zu beherrschen. An so manchem Sterbelager, an so manchem Grabe habe ich gestanden; es ward mir nicht schwer, die Traurigen zu trösten, die Belebten aufzurichten. Manch bekümmertes Elternherz habe ich beruhigen können, manch verirrtes Schäfflein — ich habe es durch Gottes Gnade wieder herumholen dürfen zur Herde. Es war das Amt, das mich hob und trug. Jetzt, da der Doppelschlag mein eigenes Herz trifft, bin ich verzagt wie ein Kind. Nicht, daß ich zweifelte an der alles wohl machenden Gnade Gottes und an seinen heilsamen Absichten, aber ich fühle mich innerlich so leer, so dürr, so arm. Möge Ihnen eine ähnliche Erfahrung für immer erspart bleiben!“

Ich begriff, daß ich den tiefgebeugten Mann allein lassen müßte; ich übergab ihm daher das Schreiben des Konsistorialraths Weiße, und ging, um mir selbst Sammlung und Ruhe zu erbitten, deren ich ja für morgen so sehr bedurfte.

Der Ostermorgen brach an. Hell und freundlich stieg die Sonne, die der alten Sage zufolge, an diesem Morgen mit drei Freudenstrahlen die Erde begrüßt, am Himmel empor. Bald begann das Geläut. Ich sah von meinem Fenster aus die Dorfbewohner in festlichen Kleidern den Kirchhügel hinaufsehen. Vor dem dritten Geläut holte auch mich der Klüfter ab.

Das Eingangsgesang ging vorüber; die Liturgie hielt ich ohne besonders ergriffen zu werden. Das Gefühl, zum ersten Male an einem ganz fremden Orte zu sprechen, mochte das feimige dazu beitragen. Als ich aber in dem folgenden Hauptliede mein Lieblingslied erkannte, das von allen Registern der wirklich prächtigen Orgel intonirt und von der alle Plätze füllenden Gemeinde kräftig gesungen wurde, da wich der Nebel von meinem Gemüth. Jetzt war ich in der rechten Stimmung, und aus tiefstem Herzen sang ich mit:

Wandle leuchtender und schöner,
Osterjonne, deinen Lauf;
Denn dein Herr und mein Versöhner
Stieg aus seinem Grabe auf.
Als das Haupt er sterbend beugte,
Vargst du dich in nach't'gen Flor;
Doch jetzt komm hervor und leuchte,
Denn auch er stieg längst empor.

Erde, breite dich in Frieden
Unter deinem Himmel aus;
Denn dein Herr ist nicht geschieden,
Er zerbrach des Todes Haus.
Deine starken Fesseln bebt,
Als er seinen Geist verhaucht;
Grüße nun die Neubelebten,
Wonnevoll in Licht getaucht!“

Jetzt begann der letzte Vers; ich bestieg die Kanzel. Indem ich nach kurzem Gebet behufs besserer Orientierung über

die Gemeinde hinblidte, bemerkte ich in dem vergitterten Pfarrstuhl den Pastor Reinhard und seine Tochter. Ich bat Gott im Stillen, mir auch für diese bekümmerten Herzen ein Wort des Trostes zu geben. Dann schwieg die Orgel.

Der Text meiner Predigt war das kurze Wort Christi an seine Jünger, Ev. Johannis Kap. 14, V. 19: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!“ — in dessen tiefere Bedeutung ich einzudringen suchte, indem ich es als ein Wort der Mahnung, der Tröstung und der Verheißung faßte, und mit dem Hinweis auf jenes himmlische Osterfest schloß, da uns allen, die wir des Todes und der Vergänglichkeit Schrecken im Glauben überwunden, aus dem Munde des verklärten Lebensfürsten den Ruf: „Kommt her zu mir!“ entgegenhallen, und es sich in voller Wahrheit erfüllen würde, das Wort: „Ich lebe und ihr sollt auch leben!“

„Steh, dein Herr ist auferstanden,
Daß du könntest auferstehn,
Aus der Sünde Haft und Banden
In die schönste Freiheit gehn!
Wilst du ihm dich nur ergeben,
Streift er deine Ketten ab,
Und du siehst dein altes Leben
Hinter dir als leeres Grab.“

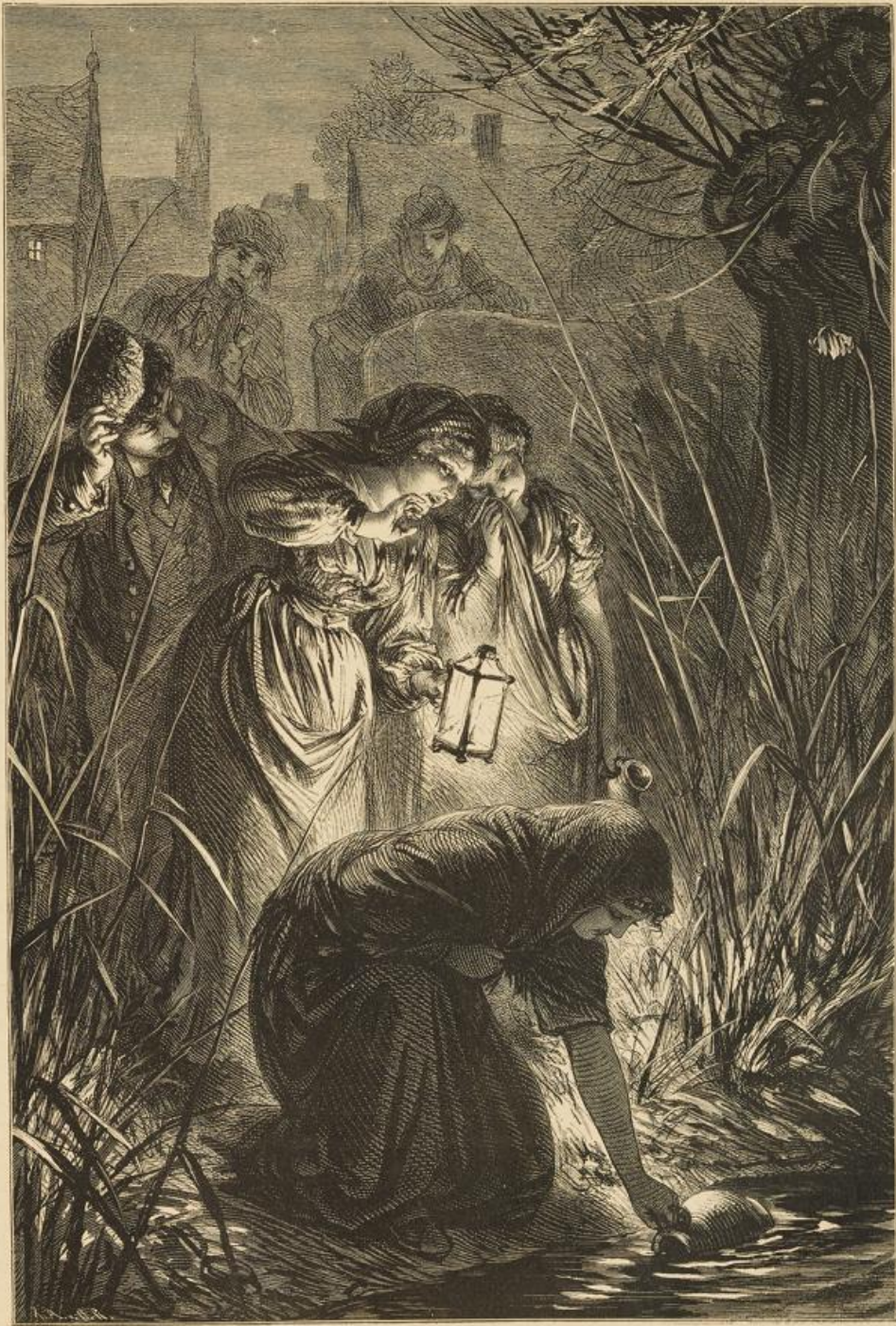
Nach dem Gesänge dieses Schlußverses verließ die Gemeinde das Gotteshaus.

Meine Arbeit war gethan. Aber konnte ich abreißen, ohne dem Begräbniß der Frau Pastorin Reinhard beigewohnt und ohne im Pfarrhause Abschied genommen zu haben?

Auf drei Uhr nachmittags war das Begräbniß festgesetzt, aber schon lange vor dieser Stunde war der Friedhof mit Menschen angefüllt. Hin und wieder trafen auch Wagen ein, welche die benachbarten Pastorfamilien und auswärtige Freunde der Familie Reinhard herbeiführten. In das Trauerhaus wollte ich nicht gehen; ich gedachte mich auf dem Gottesacker selbst dem Trauergefolge anzuschließen, und ging, als es drei Uhr schlug und die Glocken erklangen, hinüber.

Nur mit Mühe brachen sich die Schulkinder, die unter Führung ihres Lehrers und unter dem Gesänge des Liedes „Jesus, meine Zuversicht“ dem Zug voranschritten, Bahn durch die dicht gedrängte Menge. Sechs Hausväter der Gemeinde trugen den blumengeschmückten Sarg. Demselben folgte zunächst Pastor Reinhard mit seiner Tochter, dann die Freunde des Hauses, die Geistlichen in Amtstracht. Als der Sarg über der offenen Gruft niedergelassen und der Gesang verstummt war, trat Pastor Reinhard vor, um — was er sich nicht hatte nehmen lassen wollen — der Entschlafenen selbst die Gedächtnisrede zu halten. Lautlose Stille herrschte ringsum. Aller Augen waren auf den hohen blauen Mann mit den schneeweißen Locken gerichtet, am liebevollsten aber, wenn auch nicht ohne Besorgniß, die Augen der Tochter.

Ich bin außer Stande, auch nur in kurzen Zügen die wahrhaft erschütternde Rede wiederzugeben, die der Mann hielt. An ihrer Spitze trug sie den schönsten aller Texte, nämlich das Pauluswort: „Die Liebe hört nimmer auf.“ Ohne die geringste Lobeserhebung, mit einfachen, aber, man fühlte es ihm nach, tief aus dem Herzen quellenden Worten, schilderte der Gatte das Leben und Wirken seiner Frau, im Sinne wie in der Gemeinde, ihre Fürsorge für die Armen und Kranken; er sprach von dem Glüd, welches er in ihrem Besitze genossen, und welches nun nach Gottes unerforschlichem Rathe ihm entrißen sei; er sprach aber auch, den wunden Punkt zart berührend, von dem tiefen Weh, welches die Entschlafene mit ihm getragen und welches ihr das Scheiden so schwer gemacht; er versicherte, daß er trotz seines großen Schmerzes ihr den Eingang in die ewige Heimat wohl gönne. Aber als er dann sich an die Verstorbene selbst wandte und in bewegten Worten ihr ein letztes Lebewohl zurief, bevor die Erde sie bedeckte, als er ihr den Dank für ihre treue Liebe aussprach und mit dem Abschiedsgrüße schloß: „Auf Wiedersehen in des Vaters Hause.“ Da blieb kein Auge trocken, lautes Schluchzen begleitete den Redner, und da sank auch seine Kraft; man sah, wie mühsam er sich aufrecht hielt, und wie sehr er die Stütze seiner Tochter und eines Amtsbruders nöthig hatte.



Am Wasser in der Ofternacht. Originalzeichnung von Simmler.

Aber wie nun die Träger sich anstreckten, den Sarg in die gleichfalls mit Blumen geschmückte Tiefe zu versenken, da geschiedt etwas ganz Unerwartetes: ein Geräusch, eine Unruhe entsiehet in der Versammlung, eine Stimme ruft: „Laßt mich hindurch! Es ist nicht wahr! Es kann nicht wahr sein! Es darf nicht wahr sein!“ Ich sehe, wie Pastor Reinhard, als ob jäher Schreck ihn durchzuckte, bei dem Klange dieser Stimme zusammenfährt, wie die Tochter mit weitgeöffneten Augen der Richtung, woher diese Stimme tönt, folgt; ich sehe, wie sich in der Menge eine Gasse öffnet, ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren stürzt auf den Sarg zu: „Halt, halt!“ schreit er. „Meine Mutter — sie ist nicht todt — sie darf nicht todt sein — sie muß mir vergeben — vergeben — nur einmal noch, nur diesmal noch! Was wollt Ihr?“ schreit er mir und einem Nebenstehenden zu, als wir uns bemühen, ihn zu beruhigen und womöglich zu entfernen, damit die Feier keine gewaltsame Unterbrechung leide: „Was wollt Ihr? Ich bin ihr Sohn, laßt mich zu ihr, daß sie meine Knie sieht, mein Gelübde der Besserung hört und mir vergibt!“ Als aber der Sarg, der schon über der Gruft schwebte, langsam hinabgelassen wird; als die ersten drei Hände voll Erde dampf auf den Sarg niederfallen; als Pastor Reinhard mit Aufbietung seiner letzten Kräfte die Segenswünsche spricht, da verhält der Unglückliche sein Haupt.

„Zu spät!“ murmelte er, „zu spät! Mir keinen Segen, mir den Fluch — ich habe sie getödtet!“ und ohnmächtig stürzt er zusammen.

Ich hatte keine Zeit, den Eindruck zu beobachten, den dieser plötzliche Zwischenfall auf die Anwesenden machte; ich selbst war tödtlich erschrocken, dennoch behielt ich Geistesgegenwart genug, als der Nächststehende in Gemeinschaft mit einigen Männern den Körper aufzuheben und — wohin anders als in das Pfarrhaus zu schaffen. Die Mutter hatte man eben todt hinausgetragen — trug man jetzt den todtten Sohn hinein?

„Auserstehn, ja auserstehn wirst du,
Mein Staud, nach kurzer Ruh!“

fangen die Kinder am Grabe.

Der Hausarzt, der mit unter den Leidtragenden gewesen, untersuchte den Ohnmächtigen und befahl, ihn ins Bett zu bringen. Willig legte ich mit Hand an.

„Nichts Ernstliches,“ meinte er dann, mehr zu sich als zu den Anwesenden sprechend. „Aufregung, Nervenerschütterung, Blutandrang. Da haben wir's!“ rief er aufspringend, als ein dicker Blutstrahl aus des Kranken Munde schoß. „Nur Geduld, Geduld!“

Der Kranke schlug unter der ihn betastenden Hand des Arztes die Augen auf. Starr blickte er die Anwesenden der Reihe nach an, senkte tief auf, dann schloß er die Augen wieder. Der Arzt fühlte nochmals den Puls, horchte auf den Schlag des Herzens, nickte zwei-, dreimal wie zufrieden und sagte dann: „Er ist wirklich außer Gefahr, ich wiederhole es. Er wird lange, lange schlafen; wenn er aufwacht, gebe man ihm die Tropfen, die ich aus meiner Reizeapotheke herschicken werde.“ Er sprach das alles zu mir, als gehörte ich dem Hause an.

„Die Hauptkur, alter Freund,“ fuhr er dann, zum Pastor Reinhard gewendet, fort. „Die Hauptkur müssen Sie machen, und ich denke, sie wird mit Hilfe Des da oben gelingen. Auf Wiedersehen morgen!“

Er grüßte freundlich und ging aus dem Zimmer, in welchem außer dem Kranken nur wir drei, Pastor Reinhard, Gretchen und ich, zurückgeblieben waren. Alle übrigen Leidtragenden hatten sich, in richtiger Würdigung der Verhältnisse, längst zurückgezogen.

Daß ich den mir vom Arzte angewiesenen Posten nicht verließ, versteht sich von selbst. Alle Anerbietungen sowohl Pastor Reinhard's wie auch Gretchen's, an meine Stelle zu treten, wies ich beharrlich zurück. Es blieb den beiden nichts übrig, als mich gewähren zu lassen. Erchöpft an Leib und Seele, wie sie waren, zogen sie sich nach dem Abendessen, das still und rasch verlief, zurück, doch nicht, ohne mir das Ver-

sprechen abgenommen zu haben, beim Erwachen des Kranken wie auch beim Auftreten bedentlicher Symptome sie sofort zu rufen.

So blieb ich denn allein mit meinem Pflegling, und wahrlich, er machte mir die Nachtwache nicht schwer. Wie der Doktor es vorher gesagt, schlief er ruhig fort, höchstens, daß hin und wieder ein tiefer Seufzer die Stille unterbrach, oder auch der leise Ruf: „Mutter!“ über die Lippen drang.

Ich vernahm, wie von Zeit zu Zeit leise Schritte sich der Thür näherten und nach einer Weile sich wieder entfernten. Die Sorge um den Sohn ließ den Vater doch nicht ruhig schlafen. Gegen Mitternacht trat Pastor Reinhard ins Zimmer, um mich abzulösen. Es wäre nicht nöthig gewesen. Schlafen konnte ich doch nicht, und so setzte ich mich nur in die Ecke des Sophas; war ich so doch auch bei einem unvermutheten Ereigniß gleich bei der Hand.

Lange, lange stand Pastor Reinhard an dem Lager des Sohnes und schaute unverwandt auf den Schlummernden nieder, als wollte er sich überzeugen, ob es wirklich sein Konrad sei, der vor ihm lag, — der alte wilde — oder ein reuiger umgewandelter. Manche bittere Thräne mag da das Vaterange geseht haben!

Die Thurmuh'r schlug eins — zwei — drei. Der Kranke schlief noch immer, aber er wurde, wie es schien, unruhiger, als sollte der Schlaf bald zu Ende gehen. Um vier Uhr etwa, — schon begannen die Schatten der Nacht zu weichen und der matte Schimmer des neuen Tages fiel in das Zimmer — kam auch Gretchen. Man sah's ihr wohl an: sie hatte wenig geschlafen.

Fast in demselben Augenblick erwachte Konrad. Er richtete sich auf, blickte rings um sich her, als müßte er sich besinnen, wo er wäre, wandte dann die Augen bald auf den Vater, bald auf die Schwester, — dann schien es, als suche er nach jemandem. Endlich stürzte ein Strom von Thränen über seine Wangen, er streckte die Arme aus.

„Mein Vater!“ rief er mit herzerreißender Stimme, „vergiß, vergiß, was ich geübdigt; — zerknirscht, zerichlagen kehre ich zurück zu Dir. — Ich bin ja doch Dein Kind — verlosß mich nicht, wenigleich ich's tausendfach verdient habe! Vergiß, wie Gott mir vergibt, und wie, ich weiß es, die selige Mutter, der ich das Herz brach, mir vergeben hat! Du sollst, ich schwöre es Dir bei ihrem Andenken, Du sollst fortan nur Freude an mir erleben — alles Herzeleid will ich Dir versüßen! — Gretchen, hilf Du mir bitten!“

Nur in abgerissenen Lauten hatten sich diese Worte von den Lippen des Unglücklichen losgerungen. Gretchen war längst an dem Bette niedergesunken.

„Ich wußte es,“ flüsterte sie, „der Sohn solcher Thränen konnte nicht verloren gehen.“

Der Vater aber stand, mit feuchten Augen, die Hände über der Brust gefaltet, in der Mitte des Zimmers. Nicht müde wurde er, den reuigen Sohn zu beobachten. Dann richtete sein Blick sich nach oben, er sprach: „Barmherziger Gott! Darf ich's denn glauben? Darf ich dir danken für diese seligste Osterfreude, die du mir schenkest? — Und Du, Verkärte droben, ist dies das Vermächtniß, das Du mir hinterlassen? — Dieser mein Sohn war verloren und ist wieder gefunden, er war todt und ist wieder lebendig geworden, er ist auferstanden zu einem neuen Leben!“

Und nun kniete auch er an dem Bette nieder.

Ich aber verließ still diese heilige Stätte des Friedens und der Veröhnung und kehrte in den Gasthof zurück. Hier schrieb ich schnell einige Zeilen des Abschieds, fügte auch hinzu, daß ich jeder Zeit zur Hilfe und Vertretung bereit sein würde, und schritt dann hinaus, dem aufdämmernden Morgen entgegen.

* * *

Ein Jahr war vergangen. Wieder war der Frühling gekommen und mit dem Frühling das Osterfest, und wieder machte ich mich fertig, in Herzfelde zu predigen, aber diesmal am

zweiten Festtage. Der Weg dorthin war mir im Laufe des Jahres recht vertraut geworden. Ist, aber nicht zu oft für meine Wünsche, hatte ich das mir so liebgeordnete Pfarrhaus betreten. — Trotz der Freude, die ihm die Rückkehr des verloren geglaubten Sohnes bereite, konnte Pastor Reinhard doch nicht recht wieder zu Kräften kommen, und bedurfte deshalb häufig der Vertretung, die ich gern übernahm.

Konrad hatte Wort gehalten; er war in der That ein ganz neuer Mensch geworden, worüber sich in Herzfelde niemand mehr wunderte, als die brave Wirthin. Nach seiner körperlichen und geistigen Genesung reiste er nach Amsterdam, wo er in ein bedeutendes Handelshaus eintrat. Seine natürlichen Gaben, die er sorgfältig auszubilden bestrebt war, sein unermüdlcher Fleiß, sein ernster Charakter hatten ihm in kurzem das Wohlwollen seines Prinzipals erworben, wie dies jeweilige Briefe desselben an den Vater bezeugten.

Eigentlich krank war Pastor Reinhard nicht; aber er selbst meinte, mit seiner Frau sei die Hälfte seines Lebens und seiner Kräfte zu Grabe getragen worden. Wenn auch das Alter ihn nicht allzuhart drückte — er zählte sechzig und etliche Jahre — so hatte er doch, wenn ich so sagen soll, die Freudigkeit des Wirkens verloren; ja er empfand eine so große Sehnsucht nach Ruhe und völliger Zurückgezogenheit, daß er kurz entschlossen zum Beginn des neuen Jahres beim Konfistorium die Bitte um seine Versetzung in den Ruhestand eingereicht hatte — „im Interesse seiner Gemeinde, der er selbst einen rüstigeren Seelsorger wünschen müsse“ — welche Bitte ihm auch unter lebhafter Anerkennung seiner treuen gegangenen Amtsführung bewilligt wurde. Den Sommer über wollte er noch im Amte bleiben, beim Eintritt der rauheren Jahreszeit aber in eine kleine stille Stadt übersiedeln. Was ihm dabei das Herz schwer machte, das war der notwendige Abschied von dem theuren Grabe, welches die Liebe der Gemeinde längst mit einem schönen Marmorkreuz geziert hatte. Dasselbe trug außer dem Namen, dem Geburts- und Todestag der Verstorbenen die Inschrift: „Die Liebe höret nimmer auf.“

Die Stunden, die ich in Pfarrhause zu Herzfelde verlebte, waren die Lichtpunkte in meinem Leben. Fühlte ich doch nur zu gut, was mich mit unwiderstehlicher Gewalt dorthin zog: es war die Liebe zu dem schönen treuen Pfarrergreihen, das, nachdem die ersten Stürme des Schmerzes vorübergerauscht waren, und der Balsam der Zeit anfang die Wunden zu heilen, lieblich wie eine Rose aufblühte, ein Bild echter zarter Jungfräulichkeit. Wenn sie mir mit so anmuthiger Herzlichkeit entgegenkam, wenn ihre Augen zuweilen wie sinnend und fragend auf mir ruhten, wenn sie beim Abschied immer so verschämt erröthete und mir ein „auf Wiedersehen!“ zuzüßerte, ach, dann wollte sich mir die Gewißheit aufdrängen, daß auch sie mich in ihr Herz geschlossen habe; aber so oft mein Blick auf die schwarze Trauerkleidung, die sie trug, fiel, hielt mich eine leicht erklärliche Scheu zurück, mich auszusprechen und eine Entscheidung — ein Ja oder Nein — herbeizuführen.

Inzwischen aber hatte ich Reinhard's meinen Eltern zugeführt, und diese fanden sowohl an dem würdigen Vater wie an seiner schönen und guten Tochter herzliches Wohlgefallen, so daß ich nicht zweifeln durfte, meine Wahl würde auch den Segen meiner Eltern für sich haben. Doch auch vor ihnen hielt ich mein Herzensgeheimniß bewahrt, d. h. ich glaubte es bewahrt zu haben.

Da war es denn der alte Konfistorialrath Weiße, der dem Hagen und Wangen ein rasches Ende machte.

Am Abend vor Ostern — ich war mit meiner Predigt längst fertig — trat er ganz unverhofft in unser Wohnzimmer.

„Sie wissen doch,“ fragte er, nachdem einige Worte gewechselt waren, „daß Pastor Reinhard Ende dieses Sommers emeritirt wird?“

„Ich weiß es,“ erwiderte ich.

„Hm! hm! Schade, daß die Aermsten dann Herzfelde verlassen müssen. Sie werden's ungern thun; die Sache läßt sich aber nicht ändern.“

Er machte eine Pause, dann fixirte er mich.

„Herr Kandidat,“ fragte er dann in etwas feierlichem Tone, „möchten Sie Pfarrer in Herzfelde werden, d. h. wenn das Konfistorium Sie designirte und die Gemeinde keinen Widerspruch erhebe?“

„Herr Konfistorialrath,“ fuhr ich auf, „darf ich die Frage ernsthaft nehmen?“

„Unzweifelhaft! Sie dürfen dieselbe sogar als eine amtliche betrachten. — Also Antwort, junger Herr! — Ist der Entschluß schwer zu fassen? Hätt's nicht geglaubt. Was würden Sie sagen, wenn ich die Designation schon in der Tasche hätte?“

Bei diesen Worten zog er wirklich ein großes Schreiben aus der Tasche, faltete es auseinander und hielt es mir dicht vors Gesicht, indem seine Augen hinter der goldrandigen Brille ganz eigenthümlich blickten.

„Nun, schlagen Sie ein?“

Er reichte mir die Hand hin.

Noch völlig überrascht und keines Wortes mächtig schlug ich ein.

„Bravo!“ sagte er. „Dann darf ich wohl auch über den andern Punkt beruhigt sein. Nicht wahr?“

„Was meinen Sie,“ stammelte ich.

„Nun, ich meine, daß dann der alte Reinhard nicht in die weite Welt zu wandern brauchte, — und sein Töchterchen noch weit weniger.“

Ich fühlte, wie eine heiße Blutwelle mir ins Gesicht stieg.

„Aber, Herr Konfistorialrath —“

„Ah so! Haben gedacht, ein alter Mann merkt nichts.“

Da ist das Schreiben. Nun machen Sie auch diese Ostern Ihre Sache brav — verstanden? Guten Abend, Herr Lindow, guten Abend, Frau Lindow! Gratulire bestens. — Ei was! Ich merke, er hat noch nichts gestanden? Der Bösewicht! Nehmen Sie ihn dafür tüchtig ins Gebet. — Gott befohlen! Gott befohlen!“

Fort war er.

Ja, nun freilich gestand ich; gestand alles, was die guten Eltern lange geahnt, noch mehr: gehofft und gewünscht hatten. Wie sie ihren Sohn segneten. Wie sie ihn umarmten und küßten, und sich freuten, daß sie bald auch eine Tochter an ihr Herz drücken sollten. Ach, sie hatten in des Mädchens Seele wohl besser zu lesen verstanden als ich.

Als die Wellen der Erregtheit sich gelegt, wurde Familienrath gehalten und beschloffen, ich sollte erst nach der Predigt meine Designation für Herzfelde erwähnen und in geeigneter Weise meine Bewerbung bei Vater und Tochter anbringen. Nachmittags wollten die Eltern gleichfalls nach Herzfelde kommen, und das weitere — hieß es — würde sich wohl finden.

Und so geschah's. Ich predigte, blieb wie gewöhnlich zu Tische im Pfarrhause; dann zog sich Pastor Reinhard in sein Zimmer zurück, um ein wenig zu ruhen, und ich war mit der Geliebten allein. Sie hatte heute zum ersten Male seit dem Tode der Mutter ein helles Kleid angelegt, eine blaue Schleife schmückte ihre blonden Haare, sie erschien mir lieblicher als je. Auf dem Spaziergange, den ich vor Tische allein durch den Garten unternommen, hatte ich mir alles höchst weise und verständlich zurecht gelegt, was ich ihr sagen, was ich sie fragen, wie ich sie überraschen wollte. Jetzt hatte ich alles rein vergessen, und da Gretchen heute auch besonders still und nachdenklich war, so wollte ein Gespräch erst gar nicht recht in Gang kommen.

Es wurde Konrad's gedacht. Er hatte zum Fest geschrieben, daß er demnächst im Auftrage seines Prinzipals eine Reise nach Batavia antreten werde, und daß er hoffe, nach der Rückkehr das Vaterhaus besuchen zu können.

„Wer weiß,“ meinte Gretchen am Schlusse ihrer Erzählung, „ob er uns noch hier antreffen wird?“

Jetzt hatte ich einen Anknüpfungspunkt.
„Es würde Ihnen also doch wehe thun, von hier gehen zu müssen, Fräulein Gretchen?“ fragte ich.

„Ach ja,“ erwiderte sie leidend. „Bin ich doch in diesem Hause geboren und groß geworden; mein ganzes Wesen ist mit diesen lieben Räumen so eng verwachsen; überall treten mir — bald frohe, bald schmerzliche — Erinnerungen entgegen, und drüber ist meiner Mutter Grab. — Es wird uns beiden schwer werden, und ich zweifle fast, ob wir, ob insonderheit der Vater sich in der Stadt — er nennt sie immer „die Fremde“ — je wohl fühlen wird.“

„Gebe es keine Möglichkeit, Sie hier zu fesseln?“ wagte ich weiter zu fragen.

„Möglichkeit?“

Sie sah mich mit ihren großen dunkelblauen Augen so durchdringend an, als wollte sie den Sinn dieser Frage mir von der Seele ablesen. Ja, das war der räthselhafte Blick, der mich sonst immer zum Schweigen brachte. Aber heute hatte ich mehr Muth als sonst.

„Fräulein Gretchen,“ sagte ich, „ich frage nicht ohne Grund. Darf ich Ihnen ein Geheimniß anvertrauen?“ — Ich reichte ihr das Konfistorialschreiben. „Bitte, lesen Sie,“ fuhr ich fort. „Von Ihnen wird es abhängen, was ich auf diese Inschrift zu erwidern habe.“

„Von mir?“ fragte sie mit unsicherer Stimme. Dann las sie, und während sie las, überzog eine tiefe Röthe ihre Wangen, und als sie gelesen, glitt das Papier aus ihrer Hand, ein Zittern durchslog ihre zarte Gestalt, sie stützte sich mit der Linken auf den Tisch, neben welchem sie stand, mit der Rechten bedeckte sie die Augen.

„Gretchen! Theures Gretchen! Gibt es keine Möglichkeit, Ihnen den Abschied vom Vaterhause zu ersparen? Ist wirklich nichts im Stande, Sie hier festzuhalten? Auch mein Herz nicht? Auch meine Liebe nicht? — O Gretchen, willst Du mein sein? Mein für das ganze Leben? Meines Lebens Glück und Freude?“ — So rief ich und suchte die Rechte hinwegzuziehen von den lieben Augen, in denen ich die Antwort lesen wollte auf alle Fragen meines Herzens. Aber schon fühlte ich mich von ihren beiden Armen umschlungen, fühlte ihr Herz an dem meinigen klopfen, ihr erglühendes Gesicht lehnte sich an meine Schulter.

„Rudolf, mein Rudolf, ich habe Dich ja schon lange lieb, o so sehr lieb! — Hast Du es denn nicht gewußt, Du Einziger? Nimm mich hin, ich bin Dein,“ flüsterte der süße Mund, den der erste Brautkuß wieder verschloß.

Lange standen wir in stummer Umarmung. Für das

höchste Glück hat die Sprache keine Worte. — Dann aber nahm Gretchen mich bei der Hand und führte mich in des Vaters Zimmer, um ihm die doppelte frohe Kunde zu bringen. Er wollte erst seinen Augen und Ohren nicht trauen; aber das glückstrahlende Lächeln seines Kindes redete doch zu laut und deutlich; meine Bitte, dieses sein Töchterchen mit seinem väterlichen Segen mir als liebes Weib ans Herz zu legen, war doch zu dringend; — was blieb ihm, dem von zwei Seiten Bedrängten, übrig, als „Ja“ zu sagen, was er mit all der Innigkeit, deren sein Herz fähig war, that.

„Wunderbar, wunderbar!“ flüsterte er sinnend, nachdem er das Konfistorialschreiben gelesen.

Dann ging er still hinaus. Wir ahnten wohin, und folgten ihm, und am Grabe der Vollendeten legte er, wortlos aber heiter nach oben blickend, seine segnenden Hände auf unsere Häupter.

Arm in Arm gingen wir beide, Gretchen und ich, den Eltern entgegen, die wir, als wir sie trafen, fast mit Gewalt aus dem Wagen hoben und wie im Triumphe ins Pfarrhaus führten. Ihre Freude, ihre Glückwünsche, die Liebe, mit welcher sie die Tochter umfingen, die zärtliche Hingebung, welche meine Braut ihnen widmete, die stille ernste Heiterkeit des Vaters Reinhard, der staunend sein seit Mittag völlig verwandeltes Gretchen beobachtete, wie es bald hausmütterlich geschäftig die Bewirthung der lieben Gäste sich angelegen sein ließ, bald alles um sich her vergehend, sich an den Geliebten schmiegte, als wollte sie ihn nun für ewig festhalten, — überhaupt die Feier der Verlobung — nein, ich laun das alles nicht beschreiben. Es waren unvergeßliche geweihte Stunden, Stunden, die man nur einmal erlebt.

Als der Abend dämmerte, setzte sich Vater Reinhard ans Harmonium und sang, anfangs mit leiser, dann aber, als sei es ihm gelungen, auch die letzten düsteren Schatten aus seiner Seele zu verbannen, mit immer kräftigerer Stimme:

O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Osterzeit!
Welt lag in Banden,
Christ ist erstanden,
Freue, freue dich, o Christenheit!

Bei der zweiten Strophe fielen wir alle ein:

O du fröhliche,
O du selige,
Gnadenbringende Osterzeit!
Tod ist bezwungen,
Leben errungen,
Freue, freue dich, o Christenheit!

Farbstudien.

Nachdruck verboten.
Gel. v. 11./IV. 70.

Von Franz Deliksch.

I. Schwarz und Weiß.

Licht und Finsterniß sind nach biblischer Vorstellung Gegensätze. Es sind Gegensätze im Bereiche der Körperwelt und also des Naturgesetzes, aber auch im Bereiche der Geistwelt und also der Freiheit. Gott, sagt die Schrift, ist Licht, die guten Engel sind Engel des Lichtes, die aus Gott und in Gott lebenden Menschen sind Kinder des Lichtes.

Wenn die Schrift sagt: Gott ist Licht, so ist der Sinn selbstverständlich nicht der, daß das Wesen Gottes aus dem Stoffe und der stofflichen Erscheinung bestehe, welche wir sinnlich wahrnehmen und Licht nennen; aber die Aussage ist doch nicht gleicher Art mit solchen, wie: Gott ist ein Fels, oder: Gott ist ein Schild, denn das sind zufällige Bilder dafür, daß das Vertrauen sich auf ihn gründen und der Gefährdete sich seines Schutzes getrösten kann, zufällige Bilder, weil sie mit vielen anderen gleichen Sinnes wechseln können, wie daß Gott eine feste Burg, oder daß er eine feurige Mauer. Wenn dagegen die Schrift sagt: Gott ist Licht, so benennt sie das Wesen Gottes nicht nach einem aus der Naturwelt willkürlich

aufgegriffenen Bilde, sondern nach demjenigen Bilde seines Wesens, welches er selbst in die Welt der Schöpfung hineinwirkt hat, wie Graf Platen in einem Hymnus auf das Licht sagt:

Licht, es ist der große Mittler
Zwischen Gott und zwischen Menschen.
Als die Welt geboren wurde,
Ward das Licht vorangeborn,
Und so ward des Schöpfers Klarheit
Das Auserwähltem der Schöpfung.

Wenn es sich so verhält, wie dieses christgemäße Dichterwort sagt, daß es die Klarheit, d. i. Heiligkeit und Herrlichkeit des Schöpfers selbst ist, deren Abglanz die Schöpfung in dem Lichte an sich trägt, so wird es auch mehr als eine zufällige Metapher sein, wenn die Schrift von dem Bösen, d. h. Widergöttlichen sagt, es sei Finsterniß. In der That, daß zwischen dem Bösen und der Finsterniß ein Zusammenhang besteht, lehrt uns die Erfahrung in beschämender und schauriger Weise. Denn das Böse verlegt den Menschen in eine Stut, die, wenn sie niedergebrannt ist, Verdunkelung seiner Sinne

zurückläßt, und gelehrt auch, daß sich ein Mensch mit bösem Gewissen in einem von tausend Lichtern strahlenden Festsaale befindet, sein Inneres ist doch unnachtet, es ist ihm doch zu Muthe, als wenn er sich in einem finstern Kerker befände.

Es gibt also Erscheinungen und Empfindungen von Licht und Finsterniß, welche nicht physikalischer Natur und doch homogener Natur sind. Darum ist es auch mehr als ein Redebild, wenn die Schrift den Kampf zwischen Licht und Finsterniß als den Inhalt der Weltgeschichte, und den Sieg des Lichtes als ihren Ausgang betrachtet. Denn wenn die unaufgelöst bleibende tragiische Dissonanz, die durch das Johannesevangelium hindurchklingt, sich im Prolog mit den klagen Worten anfängt: „Das Licht scheint in der Finsterniß und die Finsterniß hat es nicht begriffen,“ so ist da vorausgesetzt, daß Licht und Finsterniß Gegensätze seien, welche im Bereich des Geistes ihre Antitypen haben. Es sind prinzipielle Gegensätze, die aber in der gegenwärtigen Welt dennoch nicht als absolute zur Erscheinung kommen. Denn der Grundcharakter der gegenwärtigen Welt ist die Mischung des Lichtes und der Finsterniß. Wie Nacht und Tag so wenig absolute Gegensätze sind, daß die Himmelsbläue eines heiteren Tages auch in sternheller Nacht noch sichtbar bleibt, — las ich doch neulich erst ein Weihnachtsgedicht, welches mit der Anekdote des Abendsternes beginnt: Wo schaust du hin, du Silberstern, aus deiner blauen Nacht*) — so wirft das Böse auch in das Gute des Menschen seine finstern Schatten, und das Gute weiterleuchtet auch durch die Nacht des Bösen hindurch. Erst Himmel und Hölle repräsentieren die Gegensätze in ihrer gänzlichen Entmischung als absolute. Diese Verewigung der unaufgelösten Dissonanz befriedigt nicht, aber der Blick auf das Ende, den uns Gottes Wort gewährt, reicht nicht weiter. Genug, daß auch die Hölle wie der Himmel Gottes Schöpfung ist und ihm die Ehre geben muß, der von sich sagt: „Ich bilde das Licht und schaffe die Finsterniß, ich mache den Frieden und schaffe das Uebel, ich der Herr bin es, der solches alles that.“

Wie verhält sich nun zu diesen Antitypen des Lichtes und der Finsterniß die Erkenntniß des typischen, d. i. des natürlichen Lichtes und seines Gegenstückes, welche uns die Wissenschaft darreicht?

Eins ist gewiß: das Leuchten des Lichtes besteht in Schwingungen, welche sich in Wellenbewegung fortpflanzen. Der Lichtstrahl ist die Linie, welche die fortgehenden Schwingungen des Lichtes beschreiben, indem es auf- und niedergehend fortwoht. Wenn nun aber das Licht eine Emission ist, welche aus Schwingungen hervorgeht und wellenförmig sich fortbewegt, so entsteht die Frage: welches ist denn die schwingende und wogende Substanz? Hier ist dem experimentellen Wissen eine leidige Grenze gesteckt und es beginnt die Hypothese. Die Substanz des Lichtes, sagen wir, ist ein äußerst feiner elastischer Stoff, und wir nennen diesen im Unterschiede von der Luft den Aether. Wenn dieser Aether ein elastischer Stoff ist, so sollte man freilich meinen, daß das Licht sich in Längsschwingungen fortpflanzen werde wie der Schall, dessen Wellen sich in Vorstößen parallel mit der Längsrichtung fortpflanzen; aber es pflanzt sich in Querschwingungen fort, welche senkrecht zu der Richtung des Strahls erfolgen. Die Hypothese leidet also an einer Schwierigkeit, ebenso wie die Hypothese der zwei elektrischen Fluida, welche, wenn ihre Spannung gelöst wird, den im elektrischen Funken sich ankündigenden elektrischen Strom ergeben. Sie löst hier wie dort das Räthsel nicht, aber ihre wenigstens relative Wahrheit bewährt sich dadurch, daß sich auf Grund derselben die Naturgeschichte der Erscheinungen erklärt.

Wie sagen also: Licht ist Aetherbewegung. Ein Körper wird zum selbstleuchtenden, wenn der zwischen seinen Molekülen ausgespannte Aether zu schwingen beginnt. Sein Licht pflanzt sich fort, indem sich seine Schwingungen dem Aether, welcher den Weltraum erfüllt, mittheilen. Die Körper, auf welche Licht

fällt, werden sichtbar, indem sie das einfallende Licht, so weit sie es nicht absorbieren, diffus, d. i. nach allen Seiten ausstrahlend zurückwerfen. Die Färbung bestimmt sich nach der Farbe des einfallenden Lichts oder, wenn dieses nicht einfarbig ist, nach denjenigen Farben des Lichts, welche der Körper mehr oder weniger durchläßt und zurückwirft, während er gewisse Farben absorbiert oder bis zur Unempfindlichkeit für unser Auge abschwächt. Die Farbe des Lichtes selbst bestimmt sich nach seiner Schwingungsdauer, nach welcher sich die Wellenlänge bemisst. Die langsamsten Schwingungen, nämlich ungefähr 450 Billionen in der Sekunde, und die infolge dessen längsten Wellen ergeben für das menschliche Auge die Farbermpfindung Roth; die raschesten Schwingungen, nämlich ungefähr 800 Billionen in der Sekunde, und die infolge dessen kürzesten Wellen und also brechbarsten Strahlen ergeben die Farbermpfindung Violet. Der Schwingungsbogen bedingt die Lichtquantität oder den Helligkeitsgrad, und die Wellenlänge bedingt die Lichtqualität oder die Farbe. Wenn die in dem Tageslichte einheitlich gemischten Farbenorten einheitlich, d. i. gleichzeitig die Neghaut unseres Auges treffen, so empfinden wir Weiß, und wenn der Stoff, den wir sehen, von dem einfallenden Lichte nichts zurückgibt, sondern es gänzlich absorbiert, so erscheint er uns schwarz. Weiß ist die Einheit aller Farben und Schwarz ist die Negation aller Farben. Wenn Schwarz noch Licht reflektiert, so ist es eben kein reines Schwarz. In reinem Schwarz ist alles Licht absorbiert und also wie ertödtet und begraben.

Vergleichen wir nun mit diesen wissenschaftlichen Erkenntnissen die biblischen Bezeichnungen und Vorstellungen, so berühren sie sich damit mannigfach. Aber es wäre der dümmste Anachronismus, wenn man in die Bibel naturwissenschaftliche Erkenntnisse hineinläßt, welche erst in nachreformatorischer Zeit auf dem Wege des Experimentes durch rastlose Beobachtung in Verbindung mit genialem Scharfblick errungen worden sind. Wenn man hier und da gesagt hat, die Erde heiße hebräisch erez, von erez laufen, weil sie um die Sonne läuft, oder das Wasser heiße dualisch majim, weil es aus Wasserstoffgas und Sauerstoffgas bestehe, so sind das nur schlechte Witz; denn die Erde heißt erez nicht weil sie läuft, sondern weil wir darauf laufen, und majim ist gar kein Dual, sondern ein Plural, welcher das Wasser als Vereinigung von Flüssigem bezeichnet. Ebenso wenig hat der alttestamentliche Name des Lichts or irgendwelche Beziehung zu der wissenschaftlichen Schwingungs- und Wellentheorie, aber es verdient bemerkt zu werden, daß die Sprache der Semiten, vermöge eines glücklichen Griffes, das Licht als Vibration bezeichnet, denn der eigentliche Wurzelant in or ist der Zitterlaut r, welcher entweder mit vibrierender Zunge (das vordere r) oder mit vibrierender Uvula (das hintere r) gebildet wird. Die Vibrationserscheinungen, welche den noch auf der Kindheitsstufe stehenden Menschen zur Ausprägung dieses Wortes für Licht führten, waren das Hin- und Wibergehen der Sonnenstrahlen, das Funkeln der Sterne, das Blinken der Kerze, das Zucken des Blizes, das Zittern der Flamme.

Von Aetherschwingungen wußte das Alterthum nichts, aber wenn die Wissenschaft Finsterniß als Aetherstarrheit, d. i. Stillstand der Aetherbewegung definiert, so fügt sich dies in bemerkenswerther Weise dem biblischen Vorstellungskreise ein. Denn Regsamkeit, Leben, Licht sind biblische Wechselbegriffe und Stillstand, Tod, Finsterniß sind dazu die Gegensätze. Nach der trüben alttestamentlichen Vorstellung vom Jenseits, vor deren Trostlosigkeit sich der Glaube in Gott dem Lebendigen birgt, ist das Todtenreich das Land der Stille und der Lichtlosigkeit. Den Namen Edoms lautet Jesaja in den Namen Duma um, welcher Stille bedeutet, um damit anzudeuten, daß Edoms eine finstere Zukunft wartet, welche die angstvolle Frage an den Propheten erpressen wird: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Und gleiches Schicksal dem Chaldäerwelt diktierend, sagt der Prophet: „Setze dich in die Stille, geh in die Finsterniß, du Tochter der Chaldäer!“ Auch der hebräische Name der Finsterniß selbst bezeichnet sie nach dem Merkmal der Zusammenpressung und Verdichtung, welche als Hemmung und Sistierung der Gegenfah der Schnelligkeit ist, mit der das Licht

*) Volksblatt für Stadt und Land. 1877. 26. Dez.
XIV. Jahrgang. 29. h.*

dahinliegt (die Poesie gibt deshalb der Morgenröthe und auch der Sonne Flügel) oder, wie wir auch biblisch sagen können, mit der es dahinvogt, denn in dem Verbum nahar sind die Begriffe wogen und strahlen vereinigt; der Name sowohl des Stromes als des Lichts werden davon gebildet.

Auch wenn die Wissenschaft Schwarz als Aussehen des Körpers definiert, der alles Licht absorbiert hat und keines zurückgibt, entspricht dies biblischer Denk- und Sprachweise. Natürlich läßt sich in der Bibel nicht diese Realdefinition des Schwarzen erwarten, aber der dieser Realdefinition wesentliche Begriff der Absorption ist, so gedacht und ausgedrückt, auch biblisch. Verschlungen bedeutet in der Bibelsprache aufheben und unsichtbar machen. Zwar wenn gesagt wird: der Tod ist verschlungen in den Sieg, so ist das Verhältniß hier das umgekehrte; das Licht ist das Absorbirende, denn Tod ist Finsterniß und Sieg ist Licht. Aber wenn in Psalm 107 von den Schiffbrüchigen, die keinen Ausweg der Rettung wissen, gesagt wird: ihre Weisheit wird verschlungen, so ist der Sinn, daß Verweissung sie unnachtet. Oder wenn Jesaja von den falschen Propheten sagt: sie haben den Weg, den du gehen solltest, verschlungen, so ist der Sinn, daß ihre Predigt das Volk über den Weg, auf den sie gerettet werden könnten, im Finstern läßt.

Schwarz und Weiß sind auch in der heiligen Schrift die äußersten Gegensätze. Schwarz ist Schwund des Lichts und seiner Farbe. Wenn das Endgericht die diesseitige Geschichte abbricht, so wird, wie Joel weissagt, die Sonne in Finsterniß verwandelt und der Mond in Blut oder, wie der Seher der Apokalypse sagt: die Sonne wird schwarz und der Mond wie Blut, d. i. dunkelroth oder schwarz mit röthlichem Schine. Hiernach ist, was von der Sonne gesagt wird, nicht von Verfüllung durch schwarze Wolken gemeint, sondern der Sinn ist, daß die himmlischen Lichtquellen der Erde versiegen, indem sie, wie es anderwärts ausgedrückt ist, ihr Licht in sich selbst zurücknehmen und ihre Bewegung in Stillstand geräth.

Schwarz ist auch Schwund des helleren Teints und des Kolorits, welches ihm gesundes Blut verleiht. Mein Freund ist weiß und roth, ruft Sulamith aus, die Schönheit ihres Geliebten feierend, wie Homer von Menelaos sagt, seine Hautfarbe sei gewesen wie Eisenbein mit Purpur besprochen. Und von den Edlen Jerusalems sagt Jeremia, daß ihr Schneeweiß oder Milchweiß mit Korallenroth gemischt, und daß ihre Gestalt wie aus Saphir geschnitten war — aber wie entsetzt hat sie die Katastrophe Jerusalems! Finsterner als Schwärze ist ihr Aussehen geworden, man kennt sie nicht mehr, wenn sie sich zeigen, ihre Haut klebt an ihren Gebeinen, sie ist wie Holz vertrocknet. Diese Entfärbung und Dürre ist die Folge der Hungersnoth, weshalb auch der dritte der vier apokalyptischen Reiter, welcher Dheurung bringt, auf schwarzem Pferde daherkommt.

Das gewöhnliche hebräische Wort für Schwarz geht auf den Wurzelbegriff „decken“ zurück, denn schwarz ist für das Licht wie eine bergende und nicht durchlassende Decke. Und unser deutsches „schwarz“ hängt mit lateinisch *surdus* zusammen, was nicht allein denjenigen bedeutet, der für Gehörseindrücke unempfindlich ist, sondern auch dasjenige, von dem keine Gehörseindrücke ausgehen. Newton wurde bekanntlich, indem er sieben prismatische Farben zählte, durch die Vergleichung der phrygischen Tonscala geleitet, aber auch schon der sprachschaffende Menschengestalt vergleicht Töne und Farben, so daß z. B. im Hebräischen Hörnergeschall und Morgenroth, Lauchgrün und Trompetengeschmetter nach gleichen Wurzelwörtern benannt werden. Diese Vergleichung liegt auch dem Worte „schwarz“ als Farbwort unter: wie Properz eine Lyra, die keinen Ton gibt, *surda lyra* nennt, so ist schwarz, was nichts des einfallenden Lichtes von sich gibt. Die Stoffe, die wir schwarz nennen, sind freilich nicht in vollem Sinne schwarz, indem sie doch mehr oder weniger farbloses oder gefärbtes Licht zurückgeben.

Auch die Sprache bezeugt es, daß das Schwarz, welches

Natur und Kunst uns zu sehen geben, sich mit dem Begriffe nicht vollkommen deckt. Sie begreift unter diesen Namen auch die dem Schwarz sich annähernden dunklen Farbentöne. Was wir Morgengrauen nennen, nennt der Semit Morgenschwärze. Der dunkelrothe Wein heißt semitisch bald roth bald schwarz, wie er auch jetzt noch in Italien *vino nero* heißt. Ja, im Unterschiede von Weiß erscheint dem Semiten sogar Grün als Schwarz. Als das Land eines Araberstammes von Dürre heimgesucht war, sandte man drei Kundstaster aus, um Weidplätze zu suchen. Einer der Kundstaster wollte die prächtigen grünen Fluren des Landes preisen, welches er seinerseits als Wanderziel empfahl, und wie drückte er sich aus? „Die Oberfläche des Landes,“ jagte er, „gleich der Nacht, so grün ist alles.“ Dieses Schwanken der Farbenbezeichnung zieht sich auch noch in das Griechische des neuen Testaments herein. Bei Marcus lesen wir, daß der Herr, der die Fünftausend speisen will, lagern läßt auf das grüne Gras. Grün heißt chloros, aber so heißt auch die Farbe des Pferdes des vierten apokalyptischen Reiters, der den Tod in allen Gestalten bringt und dem der Habes folgt. Die Nacht ist grün, wie etwa das stumpfe Grün der Oliven- oder Salweiblätter, und der Tod ist grün in dem Sinne, in welchem die Gelsucht Chlorose heißt, also grün im Sinne von gelb und fahl.

Ebenso begreift der Name Weiß mit dem absolut Weißen auch relativ Weißes. Weiß im vollen Sinne sind die Strahlen der Sonne und die Strahlen eines in den höchsten Graden der Glühigkeit, die sogenannte Weißglühigkeit, verjetzten Körpers. Diese Strahlen sind weiß, denn alle Spectralfarben sind darin geeinigt. Aber schon das diffuse Tageslicht ist nicht mehr schlechthin farblos, und selbst das direkte Sonnenlicht erscheint uns nicht weiß, sondern gelblich oder, dichterisch ausgedrückt, golden; erst wenn wir es durch das Prisma sich brechen lassen, erkennen wir, daß es an sich die farblose Einheit aller Farben ist. Dennoch nennt der Araber den Tag weiß; für „es ward Nacht“ sagt Hariri: „Der weiße Tag farbte sich schwarz.“ Aber auch mondhelle Nächte heißen „weiße Nächte“, und der Mond führt im Hebräischen zwei Namen, deren einer ihn als den Weißen, der andere als den Gelben bezeichnet. Denn weiß nennt die Sprache auch das Gelbliche. Das Feld, sagt Jesus, ist schon weiß zur Ernte; weiß sind die reisenden Aehren im Unterschiede von den grünen Saathalmen. Der Byssus von Elis, erzählt Pausanias, gibt dem der Hebräer nichts an Feinheit nach, aber er ist nicht so schön gelblich. Dennoch vertritt der Byssus unter der liturgischen Farbe das Weiß, nicht wie Arnold Ewald in seiner Schrift über die Farbenbezeichnung für möglich hält, das Gelb, welches nur durch das Gold vertreten sein könnte, das aber nicht seiner Farbe, sondern seinem Glanze und Werthe nach in Betracht kommt. Auch unser Vinnen ist nicht vollkommen weiß; wir bleichen die Leinwand, um das Farbige daraus zu entfernen, ohne daß es jedoch immer in gleichem Maße und ohne daß es je gänzlich gelingt. Der reine Schnee ist doch weißer als die weißeste Leinwand, und das den Schnee beleuchtende Sonnen- und Tageslicht ist farblos als das vom Schnee zurückgeworfene. Deshalb sagt Marcus von dem Herrn da wo er auf dem Berge verklärt wird, daß seine Kleider weiß erglänzten gleich dem Schnee, so sehr weiß, wie kein Walker auf Erden eine solche Weiße herzustellen vermag. Matthäus aber sagt, als ob er Optik studirt hätte: sein Antlitz leuchtete wie die Sonne und seine Kleider wurden weiß wie das Licht.

Weil weiß das Licht und schwarz die Finsterniß ist, und weil als weiß erscheint, was das Licht ohne Entziehung zurückstrahlt, als schwarz, was es ohne Rückstrahlung absorbiert: deshalb sind Weiß und Schwarz unmittelbar bedeutsam. Im übrigen werden die Farben nur dadurch symbolisch, daß sich mit ihnen die Vorstellung bestimmter Gegenstände verbindet, denen sie eigen sind. Roth ist uns die Farbe der Liebe, indem wir dabei an das Herzblut denken, in welchem sie waltet. Grün ist uns die Farbe der Hoffnung, weil wir dabei an das Pflanzengrün denken, welches im Winter erstirbt, um im Frühling wieder zu erstehen. Und wie wir dazu gekommen sind, Blau zur Farbe der Treue zu machen, so daß die mittelhoch-

Zu unseren Christusbildern.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11./VI. 70.

Von Max Allihn.

Das Daheim als ein alter Freund des Hauses möchte allwöchentlich nicht zu Besuch kommen, um nur eine Stunde Unterhaltung oder Neuigkeiten aus Nah und Fern mitzubringen, es möchte des Hauses Freund und Leid, Jahreszeit und Festtag mit dem befreundeten Hause erleben. Besonders liegt ihm daran, die christlichen Feste zu schmücken und in ihren Ton einzustimmen. Die Weihnachtsnummer wollte in Bild und Wort, in Licht und Schatten das Fest malen. Heute zum Osterfeste bringt es das Bild dessen, dem das Fest gilt.

Im vorigen Jahrgang (S. 409) bot unser Blatt einen Veronikatopf Christi, einen Holzschnitt Dürers dar, diesmal sind es zwei Bilder, ein Katakombenbild aus den Anfängen christlicher Kunst und ein „coronatus“ Burgmeiers, eines Meisters, der bereits um einen Schritt jenseits des Höhepunktes der Kunst steht. Es dürfte einiges Interesse gewähren, gerade diese beiden Darstellungen mit einander zu vergleichen.

Schon damals wurde darauf hingewiesen, daß sich ein römischer und byzantinischer Typus der ältesten Christusbilder findet. Authentische Porträts des Erlösers gibt es nicht. Die ältesten Darstellungen seiner Erscheinung sind in symbolisches oder typisches Gewand gehüllt. Im Orient zuerst tritt das eine Abbild Christi auf, welches den Anspruch macht, Porträt zu sein.

Man darf wohl darauf hinweisen, daß die orientalische Kirche bestrebt war, die menschliche Natur Christi zu begreifen. Hiermit hängt die Neigung, die im Arianismus und vielen Sektenlehren heraustrat, zusammen, den Sohn dem Vater unterzuordnen, was die Abendländer nicht gelten lassen wollten. Den letzteren ist Christus mehr ein Begriff, den ersteren eine Person, die letzteren verehren den für die Sünden der Welt sterbenden Gottmenschen, die ersteren den für die Menschen lebenden Propheten, ihnen steht am höchsten Christus als Weltlehrer.

Zu letzterem Sinne sind die in mancherlei Resten übriggebliebenen Christusbilder orientalischer Art aufzufassen. Diese alle stellen Christum dar als Gewandfigur mit langem Haar, schmalen Gesicht und getheiltem Kinnbarte, die Rechte mit drei ausgestreckten Fingern erhoben haltend.

Man hat herkömmlicherweise diesen Gestus als den des Segnens bezeichnet und sich dabei auf die in der katholischen Kirche noch jetzt übliche Handhaltung und auf mittelalterliche Bildwerke berufen, die auf solche Weise unstreitig segenspendende Gestalten darstellen. Doch mit Unrecht. Sehen wir uns eine Reihe von Bildwerken aus altchristlicher Zeit an, so fällt auf,

daß die Situation oft auf die Segenspendung nicht paßt. Christus thront inmitten seiner Apostel und Kirchenehrer, und sie alle erheben die drei Finger. Diese alle können doch nicht segnen. Die Verfertiger eines syrischen Manuskriptes stellen sich selbst in eben dieser Haltung dar. Es trägt fast stets die linke Hand eine Rolle oder Schrifttafel, wenn die rechte erhoben ist. Das alles will nicht auf den Segen, wohl aber auf die Handhaltung des Lehrers gedeutet werden. Eine einleuchtende Bestätigung unserer Annahme finden wir darin, daß eine Statuette der Klio zu Rom — eine weibliche Gewandfigur,

ein Buch in der linken Hand haltend, eine Tasche mit Schriftrollen neben sich — aus dem vierten Jahrhundert den gleichen Gestus macht. Nun kann er wohl eine Klio lehrend, doch nicht segnend dargestellt werden. Wir sehen also in allen diesen Bildern Christum den Weltlehrer.

Der byzantinische Typus wurde nun im vierten Jahrhunderte nach Rom übertragen; er verdrängte den antikeitenden römischen Typus gänzlich, und seit jener Zeit finden wir in Katakomben, Mosaiken und Miniaturen den orientalischen Christum mit langem Haar, getheiltem Barte, schmalen Gesicht, dem Buche und den drei erhobenen Fingern. Diesem byzantinischen Typus gehört auch das besprechende Fragment einer Wandmalerei aus Neapel an.

Das Bild befindet sich dicht am Eingange zu der sogenannten Märtyrerkirche im unteren Stockwerke der Katakomben zu Neapel, und zwar in der kuppelartigen Wölbung der Decke. Wir verstehen, daß die aufgehobene Hand im Zusammenhang mit der Schrifttafel Christum in der Haltung des Lehrenden darstellt. Das Bild mag aus dem sechsten Jahrhunderte stammen, und ist von späterer Uebermalung nicht ganz freigebieben. Man hat ihm bei einer solchen Gelegenheit noch eine Einfassung gegeben und zwei Engel zu beiden Seiten beigelegt. Beides ist bei unserer Copie weggeblieben.

Unser Christusbild ist auch noch nach anderer Seite hin interessant, wenn wir es nämlich mit späteren, z. B. dem Burgmeiers vergleichen. Die christliche Kunst befand sich im sechsten Jahrhunderte in der Kindheit, der Maler ringt mit den Elementen seiner Kunst, und doch, trotz aller Zeichenfehler und aller Mißgriffe schafft er einen geistigen Inhalt, der bewundernswürdig ist. Jener Christus aus den Katakomben von Neapel ist ganz gewiß ein Christus, mild, ernst, voll Majestät, selbst schön trotz aller Häßlichkeit. Der andere von der Hand Burgmeiers ist unzweifelhaft richtiger, künstlerischer, sogar



Christus als Weltlehrer.

Nach einer Wandmalerei in den Katakomben zu Neapel.

höchst meisterhaft, und doch sieht er unserer Christusvorstellung fern. Er vergießt Thränen, und doch glaubt man nicht an seinen Schmerz; er öffnet den Mund, aber wir können uns absolut nicht vorstellen, was er sagen möchte.

Hans Burglmeier ist ein Zeitgenosse Dürers; er lebte zu Augsburg 1473—1531. Er steht in seiner Künstlerchaft Dürer sehr nahe, ja er verdient gleich nach ersterem genannt zu werden. Aber er ist, wenn ich so sagen soll, moderner als

gute Landschaft zu zeichnen verstand. Weiter ist Burglmeier auch wie alle Meister seiner Zeit für den Holzschnitt thätig gewesen. Ob er selbst den Griffel geführt hat, ist zweifelhaft, doch wird er „als ganz geschickt dazu“ in einem Briefe Peutingers genannt. Jedenfalls kannte er die Technik des Schnittes genau und zeichnete für dieselbe.

Es gibt einen Holzschnitt nach einer Zeichnung Burglmeiers, einen Todtentanzgegenstand darstellend, in welchem er zuerst das



Das Antlitz Christi von Hans Burglmeier.

Dürer. Seine Figuren sind weniger streng, weniger objektiv. Innigkeit und Gefühlswärme sind nicht die starken Seiten Burglmeiers, religiöse Empfindung hat er noch weniger. Dagegen greift er mitten in das Leben hinein und stellt, was er erfährt, lebendig und farbig dar. Kämpfe, Lager scenes, historische Darstellungen, Momente aus der Gegenwart, wohl auch prunkvolle Allegorien, und dies alles umgeben mit modernsten Renaissancebauwerken, das ist seine Sache. Auch ein Meister der Landschaft ist er. Man kann es sagen: Burglmeier ist — selbst Dürer nicht ausgenommen — der erste Deutsche, der eine

Hell Dunkel der Zeichnung nach malerischer Auffassung eingeführt hat. Auch unser Veronikatopf läßt den vortrefflichen Holzschnittzeichner erkennen. Burglmeier ist in der Sicherheit und Kraft des Striches einem Dürer fast ebenbürtig. Der geneigte Leser wolle unser Bild von dieser Seite aus würdigen. Und damit ist trotz des oben angedeuteten Mangels nicht wenig gegeben, denn bei Gegenständen andächtiger Betrachtung muß ja der Betrachtende selbst das meiste hinzuthun. Das gilt von den alten Christen in Neapel so gut wie von der Bürgerin von Augsburg, wie von dem Leser des Daheim.

Das Osterfest in Moskau.

Nachdruck verboten.
Bd. v. 11. / VI. 70.

Von L. Waldemar.

Milde warme Frühlingsluft weht durch die Straßen Moskaus. Der tiefe Schnee ist weggeschmolzen, die Straßen sind rein, und an den Bäumen der Boulevards und auf den großen Plätzen zeigt sich der erste Schimmer des jungen Grün. Frühlingssehnen und Frühlingssehnen gehen auch durch die Herzen der Großstädter und machen sie empfänglich für die nahe bevorstehende Osterfreude. Es ist Charfreitag. Die Magazine und Kaufläden sind nicht wie in deutschen Ländern geschlossen, es herrscht keine feierliche Stille auf den Straßen, um den großen heiligen Tag besonders hervorzuheben. Im Gegenteil, auf den Märkten und auf den Plätzen sind noch größere Speisevorräthe aufgehäuft als bisher, und die Menschen drängen sich massenhaft hinzu, um die nöthigen Provisionen für die Feiertage einzukaufen. Nur in den Kirchen merkt man durch die häufigeren Gottesdienste das Nahen des großen Festes. Und doch ist bei allem diesen geschäftigen Hin- und Herdrängen und dem bunten Treiben der nahe bevorstehende Osterjubel durchzukerten. Auf den Gesichtern liegt ein Ausdruck freudiger Erwartung, bei den wenigsten ist es wohl die geistige Freude an dem Feste, die sich kund gibt; aber eine Freude empfinden alle doch, nämlich die, von dem langen strengen Fasten, das sieben Wochen vor dem Osterfeste begonnen hat, erlöst zu sein. Ein kleiner Theil der Bevölkerung hat sich zwar vom Fasten losgemacht, die Hauptmasse aber beobachtet dasselbe noch immer streng. Die letzte Woche schreibt nun die größte Enthaltbarkeit vor. Außer Fleisch, Eier und Butter sind nun auch Fische und Milch verboten, und die genau befolgten Vorschriften erlauben nur Suppen aus Gemüse und Pilzen, mit Fastenöl zubereitet; ebenso wird alles Brot und Backwerk mit diesem unbeschreiblich unangenehmen Oele getränkt. Auch der Genuß des Branntweins ist bei strengem Fasten verboten, und sehnuchtsvoll schleicht der schlichte Arbeiter an seiner geliebten Schenke vorbei, die er jetzt nicht betreten darf, ohne eine große Sünde zu begehen. Aber auch in den höheren Kreisen macht sich eine drückende Stimmung, vom Fasten hervorgerufen, bemerkbar. Die lange Entziehung einer kräftigen Nahrung wird in den letzten Wochen bis zur Unerträglichkeit fühlbar. Schwache Naturen werden von einer großen Mattigkeit befallen, die einformigen Speisen bleiben fast unberührt, die Theemaschine, die auch sonst in allen russischen Häusern ein große Rolle spielt, geht nun kaum vom Tisch, und der Thee ist der einzige Tröster für die vielen Entbehrungen, die man sich auferlegen muß. Auch die Vergnügungen sind bedeutend eingeschränkt. Im Theater gibt es nur Konzerte; öffentliche Bälle sind verboten, und die an Belustigungen gewohnte Welt kann vor Langeweile und Unbehaglichkeit den ersehnten Osterfestabend nicht mehr erwarten.

Nun ist endlich der ersehnte Tag herbeigekommen und jetzt beginnt auch Feiertagsstille in den Häusern. Die letzten Kulitschi (hohe Brode aus Weizenmehl mit Rosinen) werden aus dem Ofen gezogen. Ein Kulitsch muß an diesem Tage jeder Kasse haben, diesen nimmt er nebst einem rothen Ei und Pascha (eine kleine Pyramide aus gepreßter Käsemilch geformt) in die Kirche mit, wo alles vom Priester geegnet und dann als geheiligt zum Essen nach Hause gebracht wird.

Der Oftertisch wird prächtig hergerichtet; Schinken, der nie fehlen darf, Eier, Braten, Würste in den verschiedensten Gestalten, Brot und Kuchen in Form von Lämmern schmücken die Tafel, und wenn alles zum Ostermahle vorbereitet ist, beginnt das Ankleiden. Wie zum Balle putzen sich die Damen der vornehmen Welt, und bei dieser Gelegenheit sieht man in den Kirchen, die hauptsächlich von der Aristokratie besucht werden, prächtige Toiletten; die warme Kleidung bleibt in der Vorkammer, und die prächtigen seidnen und Atlaskleider und die schweren Sammetgewänder schleppen sich weithin über den Fußboden. Viele Damen sind in Weiß, manche in Rosa oder in Blau gekleidet, doch alle tragen helle Farben, keine darf in einem dunkeln Kleid oder gar in Schwarz erscheinen, denn der größte, der freudenreichste Tag ist der Tag, an dem die Erlösung der Welt sich vollzog. Die Herren kommen ebenfalls

in feierlicher Toilette, im Frack mit weißer Halsbinde. Wer zum ersten Male zum Osterfest in Moskau ist, auf den übt dieses geschäftige Sichrüsten und Sichschmücken zur heiligen Osternacht einen gewaltigen Zauber aus, er wird mitgerissen von einer freudigen Aufregung, und mit gespannter Erwartung eilt er in die Kirche.

Die Hauptmasse der Bevölkerung eilt dem Kreml zu, da dieser jedem Russen der heiligste Punkt ist. „Unsere Akropolis, unser Kapitol, unser Zion“ nennen ihn die Bewohner Moskaus und bilden gerührt zum Berge auf, von dem hinter einer hohen Mauer die goldenen Kuppeln und Kreuze der vielen Kirchen herniederglänzen. Und wahrlich, der Kreml mit seinen alten ehrwürdigen Erinnerungen verdient diese Verehrung seines Volkes, denn hier auf seinem Berge befestigte sich Rußlands Größe mehr und mehr. Hier ist das Herz und die Pulsader des russischen Volkes, hier sah es Jahrhunderte hindurch seine Caren residiren, und jetzt noch sieht es bei jedem Thronwechsel seinen Kaiser im Kreml in der Krönungskirche seine Krone empfangen. Wie glühend die Verehrung für den Kreml ist, lehen wir auch in dem Liede des Fürsten Wjäsewki, von dem wir einige Zeilen hier deutsch wiedergeben:

Du Kreml, unser Schutz und Mauer, du uns're Stärke und Altar!
Welch russisch Herz fühlt keinen Schauer, wenn feierlich und wunderbar
Durch deiner Glocken Schall erzitternd, weithin ertönt die süße Lust,
Der mächtig jede Brust erschütternd, nun Rußlands Bolt zur Andacht ruft.

Und so zogen auch wir zum Kreml. Die Kremlkathedrale war um halb zwölf Uhr schon gedrängt voll. Kopf an Kopf standen die Menschen; in einer russischen Kirche gibt es überhaupt keine Bänke, und der ganze Gottesdienst wird theils stehend, theils kniend abgehalten. Jeder hat ein Wachlicht in der Hand, das man beim Eingange für einige Kopfen lauft, und das um 12 Uhr angezündet werden sollte. Auf dem höchsten Thurme der Stadt, dem Iwan Weliki (der Große), der mit dem Kreuze ca. 108 Mr. hoch ist, und dessen gewaltige Größe erst recht ins Auge fällt, wenn man sich außerhalb der Stadt befindet und ihn mit den anderen Thürmen vergleichen kann, drängte sich auch eine Menschenmasse; denn derjenige, der um zwölf Uhr den ersten Schlag an die gewaltige Glocke thun darf, dem steht ein großes Glück bevor; daher kommt es vor, daß zu diesem Zweck von reichen Kaufleuten zuweilen tausend Rubel geboten werden. Man muß hierbei bemerken, daß die russischen Glockenläuter nicht die ganze Glocke bewegen, um den Klang hervorzubringen, sondern nur den Klöppel hin- und herziehen, was natürlich unendlich leichter ist und den Klang der Glocke durchaus nicht beeinträchtigt.

Jetzt schlägt es zwölf Uhr. Aus der königlichen Pforte, die vor dem Altar sich befindet und durch die nur der Priester schreiten darf, tritt der Geistliche hervor. Sein blaues, mit goldenen Sternen besätes Atlasgewand blüht bei der Unzahl von Lichtern, die die Kirche schmücken; auf dem weißgelockten Haupte trägt er ein gleichfarbiges hohes Sammetbrett. Mit den Worten: „Christ ist erstanden“ begrüßt er die harrende Menge, und nun tönt weithin und gewaltig der düstere tiefe Klang des Iwan Weliki, in dessen Tönen bald die ganze unzählige Menge der Glocken der vielen Kirchen, Klöster und Bethäuser einstimmt. Jeder zündet nun eilig sein Licht an, in einem Augenblick erglänzt die ganze große Halle von einem Lichtmeer. „Christ ist erstanden. Er ist wahrhaftig auferstanden!“ geht es von Mund zu Mund. Wer Platz hat, sinkt auf die Knie, wer zu fest eingedrängt ist, beugt sich tief nieder und bekreuzigt sich. Und dieser Lichterglanz, das Dröhnen der Glocken, der schöne Gesang des wohlbeleuderten Sängerkhore, und das Knien und Kreuzschlagen der andächtigen Schar wirkt mächtig auf die Sinne. Fortgerissen vom allgemeinen Sturm der Freude stimmt man ein in den Jubelruf: „Christ ist erstanden!“ und vergißt darüber die Hitze, die von den Lichtern und der zusammengedrängten Menschenmasse so groß ist, daß sie in weniger erregenden Augenblicken kaum zu ertragen wäre. Nach und nach wird die Kirche leerer, doch wird die hinausströmende Schar durch neu Eintretende ersetzt, die alle sich zum

Priester drängen, um Brot und Ei von ihm segnen zu lassen, das nur nüchtern genossen werden darf.

Mit zufriedenen Gesichte kehrt nun jeder heim, um sich an den reich gedeckten Oestertisch zu setzen, wo natürlich die lang entbehrten Speisen vortrefflich schmecken.

Hell und glänzend steigt die Personne empor; scheint es doch, als ob heute die goldenen Kreuze und Kuppeln des Kremls prächtiger leuchteten als sonst, und als sähe die alte Stadt heute ehrwürdiger und festlicher aus als an allen anderen Tagen. Und doch fehlt es ihr an jedem besonderen Schmuck. Wieder klingt das Geläute der Glocken durch die belebten Straßen, glänzende Equipagen und einfache Mietwagen rollen unaufhörlich über das holperige Pflaster, denn jeder eilt, um seinem Vorgesetzten oder seinen Bekannten zum Feste Glück zu wünschen. Wo man hinsieht, sieht man Menschen, die sich mit dem üblichen Osterfusse begrüßen, und Eier tauschend sich die üblichen Worte „Christ ist erstanden. Er ist wahrhaftig auferstanden!“ zurufen. Schon taumeln auch die Betrunkenen durch die Straßen, die bei keinem Feste in Rußland fehlen, und ehe es Abend wird, liegt hin und wieder einer am Boden.

Auf einem großen freien, innerhalb Moskau liegenden Plage sind die Vorbereitungen zu Volksbelustigungen getroffen. Schauplätze sind errichtet, Buden erbaut, in denen bezahlte Tänzerinnen mit jedem, der sie auffordert, tanzen müssen. Ueber die Barriere beugt sich Petruscha der Narr mit großem weißen Bart und unförmlicher Nase, kräht wie ein Hahn und ruft der sich um ihn versammelnden Menge seine platten Wize und

Grobheiten zu, die mit unendlichem Jubel und schallendem Gelächter begrüßt werden. In wohlgeordneter Reihe aber fährt in glänzenden Equipagen die Moskauer Geldaristokratie und zeigt bei dem jesigen Feste ihre schönen Pferde, ihre Brillanten und ihre prachtvollen Toiletten. Da wird denn der ganze Glanz und alle Herrlichkeit entfaltet, die den Millionären zu Gebote stehen, und es ist ein Wettstreit, wer wohl das Kräftigste der staunenden Menge bieten kann. Man sieht mitunter auch im glänzenden Wagen einen einfach gekleideten Mann, der den langen russischen Bürgerrock noch nicht mit der modernen europäischen Kleidung vertauscht hat, neben ihm sitzt die Frau in einem schönen Sammetkleide, aber ohne Hut und Handschuhe; vor ihnen aber befinden sich die wohlherzogenen, in Seide und echten Spitzen gekleideten Töchter, deren Brillanten hell in der Sonne blitzen und den ersehnten Bräutigam anlocken sollen.

Kreisende Ausrufer laden zum Theater ein. Verkäufer tragen Brot und Kuchen herum. Andere bieten unaufhörlich ihren Kwas an (ein säuerliches Getränk aus Roggen und Weizenmehl bereitet); Süßigkeiten, Würst und die beliebten Piroggen stehen auf den Tischen ausgestellt. Dazu ertönt ohrenzerreißende Musik, die vom Pfeifen, Lärmen und Trommeln der Lustigmacher überdönt wird. Alles jubelt, jauchzt und lacht. Und dieses bunte Treiben dauert eine ganze Woche; dann endlich erwacht man wieder vom Vergnügungstaukel, und der nachfolgende Regenhammer mit Erkältung und Verdauungsbeschwerden erhält oft noch lange Zeit in nicht sehr erbaulicher Weise die Erinnerung an das Osterfest wach.

Am Familientische.

Bücherschau. LVI.

Luise Hensel und ihre Lieder. Dargestellt von Dr. Joseph Hubert Reinkens, kath. Bischof. Bonn. Druck und Verlag von P. Neuber, 1877. 12. 256 S.

Dem Verfasser des Aufsatzes über die Dichterin Luise Hensel (XIII. Jahrgang Nr. 20) will es als eine Pflicht erscheinen, das aus-geführte Lebensbild derselben, das bald danach im Druck erschienen, hier kurz anzugeben. Dem Referenten kam es damals vor allem darauf an, ein dichterisches Charakterbild der Hingeshiedenen zu entwerfen und von den Lebensgeschichten nur das Allbekannte heranzuziehen, so weit es zur Erklärung des Entwicklungsganges der Dichterin diene. In dem Buche findet der Leser ungleich mehr, und es ist mir eine Freude, das hier Gebotene mit Wärme empfehlen zu können. Schon der Verfasser des Büchleins selbst, der altkatholische Bischof Reinkens, fordert unser Interesse heraus. Er hat seine Aufgabe in sehr anziehender Weise gelöst und zugleich dargezogen, daß unter den Stürmen der kirchengeschichtlichen Bewegung sich die Innigkeit und Sittigkeit eines reich und tief angelegten Gemüthes nicht verloren hat. Der Beruf zu dieser Schrift stammt von der Freundschaft des Verfassers mit der Dichterin, der er vor Jahren das Vorwort gegeben, nach ihrem Tode ihr Lebensbild, insbesondere mit Bezug auf ihren Uebertritt zur katholischen Kirche zu zeichnen. Zu diesem Zwecke übergab sie ihm eine Art Selbstbiographie, die bis zu ihrem vierzigsten Lebensjahre reichte, und die sie durch mündliche, von dem Verfasser sogleich aufgezeichnete Mittheilungen ergänzte. Ja, sie ließ ihn Einblende in ihre vom Jahre 1818—1843 reichenden Tagebücher thun, in denen sie wie vor Gottes Augen rückhaltlos ihr Inneres aufschreibt. Es ist nun meine Absicht, nicht sowohl auf den ganzen Lebens- und Bildungsgang unserer frommen Sängerin noch einmal hier zurückzukommen, — vielmehr verweise ich den Leser auf das so lehrwerte Buch selbst, — als nur einzelne charakteristische Züge hier nachzutragen.

Hierzu rechne ich vor allem die frühe und fast räthselhafte Sympathie der evangelischen Pfarrerstochter für einzelne Lehren, bald für den ganzen Geist der römischen Kirche. Sie wurde katholisch ohne gewaltsame Uebergänge, fast wie nach einem Geiz ihrer Natur. Eine stillschweigend feine und rein organisierte Natur, durch und durch poetisch angelegt, eigenartig und von der Welt früh verschieden, ja geschieden, im freien inneren Verkehr mit ihrem Gott und Heiland, aus der verwirrenden Vielstimmigkeit des damaligen Protestantismus heraus verlangend nach Autorität und festen kirchlichen Normen — so tritt uns das junge Mädchen aus ihren eigenen Bekenntnissen und aus der Erzählung des Verfassers entgegen. Ihre Lieder sind Gebete, der unmittelbare Erguß einer gotterwandten, ja heimwehtranken Seele. Von besonderem Interesse ist Clemens Brentanos Einfluß auf Luise Hensel. Aber größer noch war die Einwirkung der Dichterin auf den damals so unstillen, fast religionslosen, mit Gott und der Welt zerfallenen Romantiker. Brentano, von seiner zweiten Gattin geschieden, konnte als Katholik das schöne und geistvolle Mädchen nicht, wie er so gern gewollt, die seine nennen, aber um so tiefer wurde sein inneres Leben von der Frömmigkeit und dem inneren Adel der Geliebten ergriffen.

Luise Hensel hatte eine andere Liebe, aber sie riß sich auch von dieser los, und ihr Uebertritt zur römischen Kirche war wie ein Sprung über den Graben, um dieser Liebe zu entfliehen. Noch einmal später

wurde um ihre Hand, sogar von einem Prinzen, geworben, aber auch diese glänzende Lebensaussicht verschmähte sie, um als Braut (denn so dachte sie sich ihr Verhältnis) ihrem Heiland zu gehören. Sie führte ein gar wechsel und mühevolltes Leben an den verschiedensten Orten, aber den rechten inneren Frieden hat sie nicht gefunden. Das ist das Krankte in dem so fesselnden Lebensbilde. In des Reichthums Wort erkennt sie Gottes Stimme mit blinder Abhängigkeit; nur wenn die verschiedenen Reichthümer sich in ihren Rathschlägen widersprechen, wird sie zeitweise irre. Aber die rechte evangelische Freiheit fehlt durchaus, und es betrübt, ein so reines und edles Leben sich abarbeiten und zerquälen zu sehen, ohne die Palme zu erreichen. Der Verfasser gibt mehr wie einmal zu verstehen, daß dies der wunde Punkt sei, der mit dieser armen und treuen Seele die ganze römische Kirche drückt. Auf die Wiedergabe weiterer Einzelheiten verzichten wir, laden aber mit gutem Vertrauen die Dabeinleser ein, das Lebensbild selbst kennen zu lernen.

D. S.

Gedanken und Erfahrungen über Einiges und Alltägliches. Für das deutsche Haus. Herausgegeben von Otto Rasmann. Halle a. S. Max Niemeyer, 1877.

Es ist kein System der Ethik, welches in diesen Blättern aufgestellt wird und kein Fortschritt der Wissenschaft, welchen sie anstreben. Es ist vielmehr eine Umschau im Bereich der gesellschaftlichen, moralischen und religiösen Fragen, die der Verfasser auf Grund einer eigenen äußeren wie inneren Erfahrung gehalten, eine Rechenhaft, die er sich selbst abgelegt hat.

Mit diesen bescheidenen Worten führt der wohlbekannte Herausgeber obenbenanntes Werk eines Unbekannten in die Öffentlichkeit ein. Uns aber, den nur innerlich Theilhabenden, möge eine noch wärmere Empfehlung gestattet sein, als sie der Freund, unter dessen Flagge das reich betrachtete Fahrzeug segelt, für erlaubt hielt.

In lexikalischer, jeglicher Stimmung daher leicht zugänglicher Form, wird hier ein Sammelschlag seelischer Eigenschaften und Eindrücke mit ihren Ausläufern in das soziale und zumal in das Familienleben dargeboten; das Sittengesetz der Evangelien ist der rote Faden, der die einzelnen Abschnitte durchzieht, das Bindglied, das sie zu einem Kanon reinster Lebensweisheit zusammenfaßt, der Ausdruck dem edlen Inhalt kongenial. In silbernen Schalen goldene Früchte gewähren ein Labial in unserer hastenden Zeit.

Die deutsche Literatur ist nicht reich an derlei Erfahrungssammlungen wie die französische seit drei Jahrhunderten. Die Prüfung bohrt sich bei uns allzu gern bis hinab in das philosophische, wohl auch sophistische Grundwasser. Wir haben keinen Montaigne, keinen Pascal oder Saint Martin. Das vorliegende Werk füllt daher eine Lücke. Es ist, wenn schon ebenfalls der innerlichsten Persönlichkeit entsprungen, gegenständlicher gehalten und geordnet als die Betrachtungen jener drei Fremden; allgemein menschlicher, von dem ausgleichenden aneignenden Geiste des neunzehnten Jahrhunderts überhaucht, ein Merkmal der mannigfaltigen Ausgestaltung und Anpassungen, deren das christliche Ethos, der Menschheit unsterblicher Fort, fähig ist.

Ich wünsche dieser Schrift ernste gebildete Leser, und empfehle dieselbe Lehrern und Erziehern, insbesondere aber Vätern und Müttern.“ So schließt des Herausgebers Vorwort. Eine Frau aber sagt hinzu: „Allen voran unseren Müttern!“

L. v. J.

Das Jahr 1877. (Leipzig, Dunder und Humblot 1878.)

Wir glauben unseren Lesern einen Gefallen zu erwirken, wenn wir sie auf das vorliegende Buch aufmerksam machen. Dasselbe beschränkt sich nämlich nicht darauf, die Geschichte des vorigen Jahres zu geben, sondern bringt neben der Todtenliste auch eingehende anziehende Biographien der hervorragendsten Verstorbenen und eine sehr interessante Schilderung des Jahres 1777. Sollte aber das Unternehmen fortgesetzt werden, so würde es sich vielleicht empfehlen, das Schwergewicht noch mehr als bisher auf die Biographien zu legen und eine gewisse Subjektivität in der Auswahl derselben fern zu halten. Wir wenigstens wären Biographien Wielopolskis, Tholuds, Wunderlichs, Mosenthals lieber gewesen als die des weiteren Kreises doch ganz unbekanntem Hermann Baumeister oder des jungen Herzogs von Leuchtenberg, und ich muß bekennen, daß ich mich für Ottilie Wildermuth und Karoline Bauer mehr interessire, als für Frau Pomare IV hochseligen Andenkens.

Als sehr glückliche Idee muß die Schilderung des Jahres 1777 erscheinen. Man wird sich da des radikalen Umschwunges der Verhältnisse, den das letzte Saculum hervorgerufen hat, so recht bewußt und man ist mit ihm wohl zufrieden. Zumal allen galligen und zum Pessimus neigenden Gemüthern sei der Abschnitt „Vor 100 Jahren“, dessen Schilderung nebenbei bemerkt auch sehr amüsant ist, warm empfohlen. Th. S. P.

Zur Hausmusik.

Von den christlichen Festzeiten ist es vor allem Weihnachten, das seinen Wiederhall im Leben des Hauses findet. Das Vitenlied zwischen der häuslichen Feier, soweit sie überhaupt eine ausgesprochen christliche sein will, und der kirchlichen ist offenbar das Lied. Und zwar sind es besonders die Kerlen unserer kirchlichen Weihnachtstlieder, mit denen wir am liebsten auch im häuslichen Kreise die Feststimmung zum Ausdruck bringen. Die Fastenzeit, der Oster- und Pfingstkreis wirken feltamer Weise in der evangelischen Kirche weniger als in der katholischen, und in dieser wieder weniger als in der griechischen Kirche auf Sitte und Stimmung des Hauses ein. Wir müßten darin einen Verlust erkennen, wenn wir ihn auch weder durch das griechische Fasten, noch durch die russische Osterfeier ersetzt zu sehen wüßten. Aber gerade die evangelische Kirche besitzt in reichster Fülle die Schätze, die man nur anzuthun braucht, um das ganze Haus mit dem Dufte der kostbaren Narde, welche Maria von Bethanien über des Herrn Haupt ausgoß, zu erfüllen. Wiederum sind es ihre herrlichen Kirchenlieder. Zu ihnen und insonderheit zu den älteren kehrt immer wieder zurück, wer einmal ihre gewaltige Kraft geschmeckt hat. Volkslied im eminenten Sinne ist das deutsche Kirchenlied. Nicht minder ist es dem Bauernhause zugänglich und vertraut, wie sich an ihm die edelste Bildung erweist; nur die Halbbildung, die von gestern ist und von heute lebt, kennzeichnet sich durch Mißachtung desselben. Ebenbürtig den Viedern sind ihre kirchlichen Weisen. Es ist ihnen eigen, daß sie nicht veralten, und am jugendfrischsten klingen sie in ihren ursprünglichen Tönen und Rhythmen. Am diesen Kern des echten Volksgeanges hat der Kunstgesang durch drei Jahrhunderte seine edelsten Blüten und erhebensten Gebilde geichlungen. Freilich sind diese Schätze zum großen Theil erst wieder aus dem Staube der Vergessenheit hervorgeholt worden. Vor 100 oder 50 Jahren hätte niemand sich träumen lassen, daß ihnen noch einmal sogar das große Publikum ephorietig lauschen werde. Damit ist dem christlichen Kunstgesang auch wieder der Weg in die Familie gebahnt. Allerdings macht diese Musik, auch soweit sie sich zur Hausmusik eignet, an das musikalische Können nicht eben geringe Ansprüche. Wo man überhaupt geistliche Musik im Hause pflegt, ist entschieden das Bedürfnis vorhanden, neben dem objektiven Charakter der Kirchenmelodien auch die mehr subjektive Stimmung zum Ausdruck kommen zu lassen. An allerlei Sammelwerken für geistliche Hausmusik fehlt es wohl nicht, und neben künstlerisch Werthlosem findet sich in demselben auch entschieden Gutes. Gute geistliche Hausmusik, im häuslichen Kreise eingelebt, ist aber immer noch eine Seltenheit, das ist nicht zu leugnen.

Die Ursache dieses Mangels scheint mir einerseits darin zu liegen, daß gewisse sehr ehrenwerthe und ernste christliche Kreise, während sie sonst mit Recht auf Bildung Anspruch machen, in ihren Ansprüchen auf geistliche Musik mehr als bescheiden sind und auf alle Kritik verzichten, wenn nur das Lied „erbautlich“ ist.

Andererseits hat sich bis jetzt unter den neueren Meistern noch keiner die Domäne des musikalisch gebildeten christlichen Hauses erobert. Wer dazu Veruß hat, muß sich an den Alten gebildet haben, aber eine Repräsentation des Alten wird's nicht thun; der in Seb. Bach und Händel erschlossene Reichthum der Harmonie muß ihm zu Gebote stehen; Wärme des Gefühls und schöpferische Kraft müssen das Gegengewicht sein, womit er der Schule der Alten gegenüber seine Selbständigkeit behauptet; der Duell edler und wahrhaft langbarer Melodien muß ihm in reicher Fülle strömen. Endlich muß seine Musik in ihrem tiefsten Geiste dem gleichen Boden entsprossen sein wie unsere Kirchenlieder, nämlich der gläubigen Herzenserfahrung der christlichen Wahrheit.

Wer einen solchen Meister kennt, mag ihn nennen. Ein kunstverständiges Urtheil über Paul Gerhards geistliche Lieder in neuen Weisen von Fr. Mergner, Erlangen, Deichert, 1876, ist mir dieser Tage zu Gesicht gekommen, welches in diesen „neuen Weisen“ die oben ausgesprochenen Forderungen erfüllt findet. G. Sperrl.

Osterwasser.

(Zu dem Bilde auf Seite 461.)

Glaube und Aberglaube grenzen nahe an einander. Der Aberglaube stammt aus dem Heidenthum und schießt noch immer wie ein nicht völlig ausgerottetes Unkraut aus dem Boden des christlichen Lebens empor. Am das Osterfest insbesondere rankt er sich in mannigfachster Weise und bringt manchen Feiern den um den vollen Segen der heiligen Zeit. Der Name des Festes schon weist auf die mythologische Urzeit zurück; Ostern ist aus Ostara, dem Namen der germanischen Lichtgöttin, des Donnerers Schwester, entstanden; bei den Gothen hieß das Fest noch „Pascha“, wie auch die meisten unserer Nachbarvölker die Benennung: „Pascha“ beibehalten haben. Auch sonst fehlt es nicht an Aderinnerungen an unsere heidnischen Ahnen beim Anlaß des Osterfestes. So stand einst an den Quellen der Weidnis im Odenwalde ein Heiligthum der Göttin Ostara; als nun die Germanen sich zu Christus bekehrten, ward die Göttin in die heilige Walburgis umgetauft, und an die Stelle des Wäterhaines erhob sich eine christliche Kapelle. Noch heute aber erzählen die Dörfer: Ober- und Unterobern zu den Pfaffen der Walburgiskapelle von jener alten Zeit. — Aber viel lebendiger erinnert daran der Volksaberglaube, der sich an das Osterfest heftet. Eine Hauptrolle spielt darin das Osterwasser. Das Wasser hielten die Germanen für besonders heilig und heilkräftig, wenn sie es in einer den Wätern geheiligten Zeit schöpften; davon übertrug sich unter den Christen der Glaube auf das in der Nacht vor Ostern geschöpfte Wasser, der bis in unsere Zeit fortbauert. So treibt man in Thüringen vor Sonnenaufgang das Vieh ins Wasser, um es vor Krankheiten zu bewahren, oder um krankes, z. B. lahme Pferde, gesund zu machen. So gehen in vielen Orten Mitteldeutschlands die jungen Mädchen zwischen 11 und 12 Uhr nachts an ein fließendes Gewässer und schöpfen dort gegen den Strom das wünschenswerthe Wasser, das Schönheit verleiht, Kranke heilt, gegen Sonnenbrand und Sommerprossen schützt, wenn es in tiefstem Schweigen in die Krüge gefüllt, in tiefstem Schweigen nach Hause getragen wird. Ob die Mädchen auf unserem Bilde noch an das glauben, was sie thun, könnte fraglich erscheinen — jedenfalls aber werden die sie belauschenden Burden es ihnen schwer machen, in dem gebotenen Schweigen nach Hause zu kommen! R. K.

Frühling hienieden und d oben.

Die Erde erwacht aus dem starrenden Traum,
Sie schmüdt ihr Gewand an dem untersten Saum
Mit den Weiden, so blau,
Mit den schneigen Blüten, den Glöcknern der Au.

Es regt sich mit Macht — und der Tiefe entringt
Sich der grüne Palm, von der Sonne beschwingt;
Und die Knospe am Strauch,
Sie entfaltet sich sacht in dem milderen Hauch.

Der Frühling ist nahe, die liebliche Zeit,
Wo von eisigen Banne sich alles befreit.
Und, von neuem belebt,
Zu der leuchtenden Sonne sich sehndend erhebt.

Vom Herzen auch schwindet der fesselnde Zwang,
Es folget dem mächtigen, inneren Drang,
Es entfaltet ein Lied,
Das wie Rauch eines Dankopfers himmelan zieht.

Was verländet das Wiedererwachen der Natur?
Was verheißt des Lenzes holdbittige Spur?
Jene herrliche Zeit,
Da der andere Frühling vom Banne befreit!

Sie kommt, wenn der Winter hienieden verging,
Die Kuste des Grabes die Wäden umring.
Ein gewaltiges Wehn
Und die Schummernden feiern ein selig Erstehn!

Der ewigen Sonne belebende Macht
Besiegt die starrende Kuste der Nacht,
Und ein Leben beginnt,
Das ohn Ende in Freude und Bönne verinnt.

Drum jauchzet, ihr Welten! Mit fröhlichem Klang
Entsendet gen Himmel den Ostergefang:
Wo dein Stachel, du Tod?
Wo, du Hölle, dein Sieg? O gelobet sei Gott!

D. Molitor.

Inhalt: Osteriegen. Gedicht von Fritz Psiedner. — Auferstanden! Eine Ostergeschichte von L. Rode. — Farbenstudien. Von Prof. Franz Delbigg. I. Schwarz und Weiß. — In untern Christusbildern. Von Max Allihn. — Ostern in Moskau. Von L. Woldemar. — Am Familientische: Bäckerkuchen. LVI. — Zur Hausmusik. Von G. Sperrl. — Osterwasser. Zu dem Bilde von W. Simmler. — Frühling hienieden und d oben. Gedicht von D. Molitor.

Daheim. 1878. Osternummer.



Großmutter's Ostermorgen.

Aber-
e ein
lichen
unig-
Egeu
htho-
ger-
den
stere
sonst
An-
y im
anen
e gi s
rith-
und
alten
der
ter-
und
sten:
s in
Zeit
das
un-
rten
ndis
das
egen
tem
nach
das
aber
dem
k.

un-
rof.
rn.
Am
ert.
den

